



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 5 May 15, 1963**

Köln: Bund-Verlag, May 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# aufwärts 5

Köln, 15. Mai 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Italienischer Postbote – Foto: Hans A. Comotio



# Chancengleichheit, Krokodilstränen – und das Honnefer Modell

Irgendwo in der Bundesrepublik saßen geschwehte Leute beisammen und sprachen über Studenten, Studieren und Universität. Wissenschaftler waren darunter und solche, die es werden wollen, außerdem Ministerial- und andere Bürokraten, Publizisten und Studenten. Irgendwann kam man darauf zu sprechen, daß die Studenten von heute aus anderen sozialen Schichten stammen, als die vor hundert Jahren, und da war doch einer aus dem Gesprächskreis so ungeschickt, zu fragen, wieviel Prozent der Studenten gegenwärtig Arbeiterkinder seien. Zunächst gab es betretenes Schweigen; dann mußte einer der Bescheidwissenden kleinlaut eingestehen, es seien noch immer nur etwa 5 v. H. Man spürte, wie das schlechte Gewissen sich regte. Um es zu beruhigen, erzählte ein ordentlicher Professor, diese ungute Zahl beruhe nur auf einem Irrtum der Statistik. Die Studenten genierten sich, anzugeben, daß sie Arbeiterkinder seien und schrieben deshalb „Werkzeugschlosser“ oder „Kranführer“ oder „Chemiewerker“ in die entsprechenden Spalten der Personalkarten. Einige gaben sich damit zufrieden. Andere überlegten, daß die Statistiker vermutlich auch wissen, was jedes Kind weiß, nämlich welche Berufe in der Regel Beamten- oder Angestellten- oder Arbeiterberufe nach der hergebrachten Einteilung sind. Alle aber waren sich einig darüber, daß da unbedingt etwas geschehen müsse, daß es dringend notwendig sei, die Arbeitereltern über den Wert der höheren Bildung aufzuklären, daß wir es uns nicht leisten könnten, auch nur eine Begabung ungenutzt zu lassen, und daß ja schließlich die Gleichheit der Chancen im Grundgesetz verankert sei.

## Gedenkstätte für Carl v. Ossietzky

Die Jugend der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie im Bezirk Essen hat beschlossen, auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Papenburg-Esterwegen im Emsland ein Mahnmal für den Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky zu errichten, der von den Nazis mehrere Jahre in diesem KZ inhaftiert worden war und an den Folgen der Haft 1938 verstarb. Eine erste Sammlung unter jungen Bergarbeitern im Raum Essen für das geplante Ehrenmal erbrachte bereits eine Summe von 1500,- DM.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Nachdem man sich solchermaßen im edlen Eifer um soziale Gerechtigkeit genügsam betätigt hatte, war Pause. Nach dem Mittagessen sprach man über etwas anderes, nämlich über das „Honnefer Modell“. In dem schönen Städtchen Honnef bei Bonn haben bekanntlich vor mehreren Jahren Bund und Länder vereinbart, daß Studenten, deren Eltern die Kosten eines Studiums nicht oder nicht ganz aufbringen können, Stipendien aus einer Kasse erhalten sollen, in die Bund und Länder je zur Hälfte das nötige Geld einzahlen. Diese Regelung heißt seitdem das „Honnefer Modell“. Darin ist auch festgelegt, von welchem Einkommen an den Eltern zugemutet werden kann, selbst für ihre Kinder zu sorgen, wie hoch die Stipendien sind, und wer sie bekommen soll.

Über diese letzte Frage gab es Streit. Die Studentenvertreter forderten, jeder, der das Abitur bestanden habe und studieren wolle, müsse zunächst einmal – sofern seine Eltern das Geld nicht aufbringen könnten – ein Stipendium erhalten. Nach einem Jahr müßten alle – die Stipendienempfänger und die von den Eltern Unterhaltenen – geprüft werden, ob sie zum Studieren taugen. Wer diese Prüfung nicht bestehe, habe auf der Hochschule nichts zu suchen. Jeder, der das hörte und nur mit seinem gesunden Menschenverstand urteilte, mußte diesen Vorschlag für vernünftig und gerecht halten. Alle, ob ihre Eltern nun viel oder wenig Geld haben, erhalten zunächst einmal die gleiche Chance. Wer sich bewährt, kann weitermachen, der eine auf Kosten seiner Eltern, der andere mit Hilfe der Allgemeinheit.

Aber was nach dem gesunden Menschenverstand richtig ist, findet nicht immer den Beifall von Professoren und Bürokraten. Ihr hättet mal erleben sollen, wie dieselben Leute, die vor dem Mittagessen mit soviel schönem Pathos von der Chancengleichheit und der sozialen Gerechtigkeit geredet hatten, jetzt von ihren Stühlen hochgingen und protestierten. Nein, so gehe das nicht, da werde ja dem Durchschnitt Tor und Tür geöffnet, das führe zur Nivellierung der Hochschule, zum Untergang der Wissenschaft. Nur die Würdigsten, die Begabtesten dürften die Chance erhalten, auf Kosten der Allgemeinheit zu studieren, darum müsse sorgfältig gesiebt werden, sonst gerate die Hochschule noch mehr in die Vermassung. Und zu Anfang dürfe es künftig überhaupt nur noch Darlehen geben. „Moment mal“, warfen die Studenten ein, „warum fällt euch die Nivellierung und die Vermassung immer nur ein, wenn über die gesprochen wird, die ein Stipendium brauchen? Warum wollt ihr nicht auch bei den anderen aussieben, bei denen, die das Glück hatten, einen Vater mit dem nötigen Einkommen zu haben, und die ihr Abitur vielleicht nur mit Hängen und Würgen und teuer bezahlten Nachhilfestunden hinbekommen haben? Die laßt ihr unbeschadet studieren, und die können zwölf und vierzehn Semester auf der Universität bleiben und den anderen den Platz wegnehmen.“

„Das versteht Ihr jungen Leute nicht!“ antworteten erobert die Professoren und Bürokraten. Und damit hatten sie sogar recht. Daß man vor dem Mittagessen Krokodilstränen über die wenigen Arbeiterkinder auf den Universitäten vergießen und große Worte über soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit machen kann und nachher, wenn es ums Geld und um die praktische Verwirklichung geht, auf einmal für zweierlei Maß sein kann, das verstanden die Vertreter der Studentenschaft wirklich nicht. Aber diese Studentenschaft hat auch in ihr Sozialprogramm geschrieben, daß sie sich als Teil der gesamten deutschen Jugend verstehe und keinerlei Sonderrechte haben wolle. Und das wiederum verstehen viele der Professoren und Bürokraten nicht. Aber die arbeitende Jugend sollte es hören und verstehen.

Cato

## Notizbuch des Redakteurs

### Die Botschaft

Schon oft wurde Papst Johannes XXIII. der Friedenspapst genannt. Wie sehr er diesen Namen verdient, beweist seine neue Botschaft, die er an die Menschen guten Willens gerichtet hat. Er sieht diese Menschen nicht nur als die, deren oberster Hirte er ist, sondern die Botschaft richtet sich an alle Menschen. Im Vordergrund steht die Organisation des Friedens als grundlegende Voraussetzung des Überlebens der Menschheit. Sie richtet sich in erster Linie an die Staatsmänner der Welt und fordert zu einem dauernden Gespräch auf, wie „angesichts der schrecklichen Zerstörungsgewalt der modernen Waffen“ und „der Furcht vor dem Unheil der grausamen Vernichtung der Menschheit“ die bedrohliche Weltsituation geändert werden kann.

Und so schlägt der Papst vor:

**Einstellung des Rüstungswettlaufs.  
Verminderung des Waffenarsenals auf beiden Seiten.**

**Striktes Atomwaffenverbot.**

**Abrüstung unter wirksamer Kontrolle.**

**Fortentwicklung der Weltorganisation der UNO.**

Johannes XXIII. sagt, daß die UNO an Kraft, Organisation und Mitteln so zunehmen müsse, daß es ihr möglich werde, überall auf der Welt Geltung zu gewinnen, damit sie ihre Aufgaben erfüllen könne. Gewiß, diese Forderungen sind auch von manchen anderen Institutionen erhoben worden, aber daß nun der Papst diese Forderungen erhebt, ist ein Gewinn für die in Furcht lebende Menschheit. Ihn kann man nicht diffamieren, wie man es bei anderen so gern tut.

Die Botschaft ist eine Aufforderung zum Dialog zwischen den Weltmächten. Johannes XXIII. scheut sich auch nicht zu sagen, daß der Krieg als Mittel der Politik unmöglich geworden sei, und „daher kann der Fall eintreten, daß eine Annäherung oder eine Begegnung zur Erlangung eines praktischen Zieles, wie sie

früher nicht für opportun oder fruchtbar gehalten wurde, jetzt oder in der Zukunft als opportun und fruchtbar betrachtet werden könnte“. Dialog also, Dialog also auch mit den Vertretern des Kommunismus, von denen Johannes XXIII. glaubt, daß sie dazu bereit sind, weil auch sie mit der Furcht vor einem Atomkrieg leben müssen.

### Ostermarsch

Mehr als in anderen Jahren sind diesmal aufmarschiert. Ob es 1000 mehr oder weniger als die angegebene Zahl waren, spielt keine Rolle. Zwischenfälle gab es kaum. Die größten wurden von den Regierungen in Ost- und Westdeutschland verursacht. In Ostdeutschland durften die Atomwaffengegner nicht marschieren, die es doch taten, wurden ausgewiesen. Ausgewiesen wurden aber auch die Engländer, die in Westdeutschland an den Märschen teilnehmen wollten. (Wir berichten darüber an anderer Stelle dieser Ausgabe.) Es wäre grundfalsch, wollte man nur die als Gegner der Atombewaffnung bezeichnen, die aufmarschierten. Gäbe es eine Abstimmung in der Bundesrepublik, so würden wohl fast alle Menschen gegen die atomare Aufrüstung stimmen, und nicht nur bei uns, sondern auf der ganzen Welt.

Als Organisation hat der DGB die Teilnahme an den Ostermärschen abgelehnt, aber er hat die Beteiligung keinem Mitglied verboten.

Die Gewerkschaftsjugend hat auf ihrer Bundesjugendkonferenz in Berlin den 1. Sept. jeden Jahres als den Tag bestimmt, an dem sie für den Frieden der Welt und die Verständigung der Völker öffentlich demonstriert und ihre Stimme erhebt gegen den Militarismus und den Wahnsinn der atomaren Rüstung.

Es wäre schön, wenn dieser Tag – auf die Dauer gesehen – nicht nur der Tag der Gewerkschaftsjugend wäre, sondern der Tag der gesamten deutschen Jugend, die in Frieden und Freiheit und in Brüderlichkeit mit allen Völkern der Erde ihr Leben bestimmen will.



# „Der Bundesjugendplan ist doch kein Automat“

Interview mit Bundesminister Dr. Bruno Heck

Mit seinen Mitarbeitern ist der Bundesminister für Familien- und Jugendfragen, Dr. Bruno Heck, zur Miete untergebracht; im Erdgeschoß des Hauses befindet sich ein Geschäft für Antiquitäten; aber das ist rein zufällig und hat keinen Einfluß auf seine Politik. Bundesminister Dr. Heck gab dem „aufwärts“ ein Exklusiv-Interview, aus dem eigentlich – es lag an der Art des Gastgebers – ein Gespräch wurde. Er ist nämlich Schwabe und daher bedächtig und erklärend bei seinen Ausführungen. Eigentlich sieht er aus wie der Inhaber einer kleinen Fabrik – modisch gekleidet, aber nicht auffällig. Dr. Heck forderte nach der freundlichen Begrüßung zum Zusammenrücken auf, da in seinem sehr bescheidenen Arbeitszimmer der Straßenlärm besonders stark ist – eigentlich eines der wenigen Zeichen des Bonner Provisoriums; was die Regierung anbetrifft.

Das Interview begann damit, daß Dr. Heck zu Beginn eine Episode aus seiner Heimatstadt Aalen in Württemberg in breitem Schwäbisch zum besten gab.

Die erste Frage bezog sich auf eine Aussage des Deutschen Industrieinstituts, wonach nur zehn Prozent der deutschen Jugend organisiert sei.

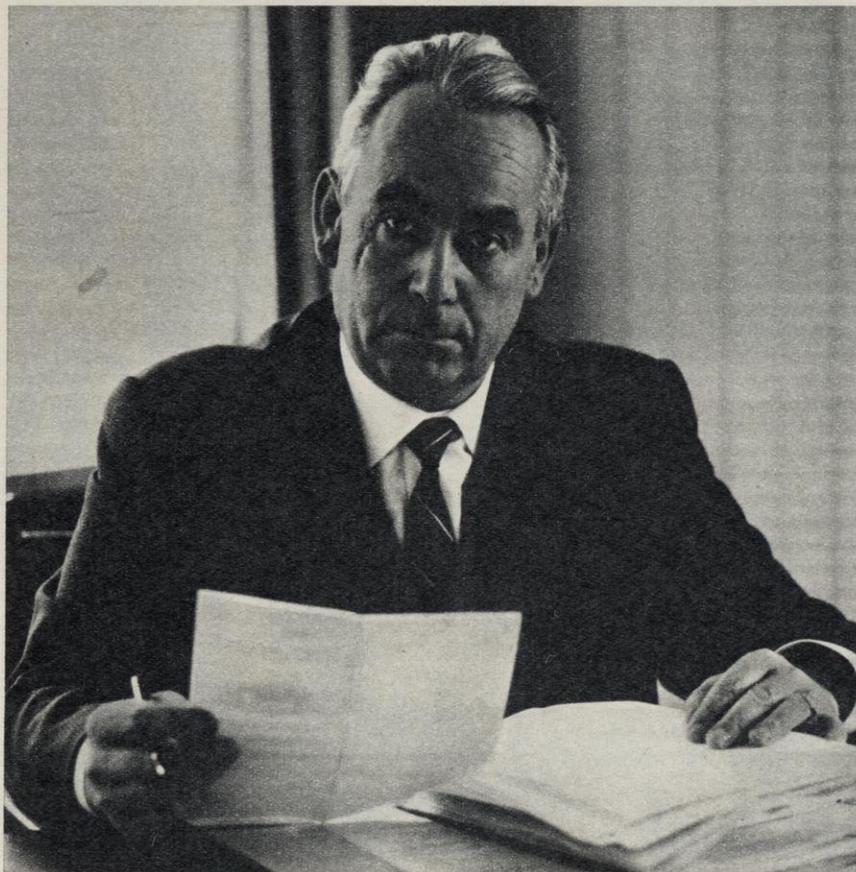
„Wie kommt das Industrieinstitut auf die Zahl von 10 v. H.?,“ fragte der Minister überrascht zurück. Es folgte eine kleine Pause. Er fuhr fort – sah dabei fragend auf seine Pressereferentin –: „etwa 25 v. H., also ein Viertel der deutschen Jugend, ist in den Jugendverbänden organisiert“. Dann, fast als wolle er sich entschuldigen: „Tja, natürlich ist es sehr schwierig, so was genau zu erfassen, da ja ein Teil der Jugendlichen nicht regelmäßig in die Gruppenabende kommt. Bei fast allen Jugendverbänden gibt es passive und aktive Mitglieder.“

In einer westdeutschen Tageszeitung war behauptet worden, die Jugendverbände würden ihre Mitgliedszahlen höher schrauben, wenn es darum gehe, Geld vom Staat zu erhalten. Unsere Frage an den Minister: „Stimmt das?“ Er antwortete ohne zu zögern: „Da ist was dran! Die Versuchung ist bei den Verbänden gegeben, etwas nach oben abzurunden, wenn es um öffentliche Mittel geht: Beim Bundesjugendplan wird aber die Aktivität gemessen und nicht der Mitgliederstand.“

Die gleiche Zeitung hatte auch behauptet, der Erfolg stünde in keinem Verhältnis zu den Ausgaben des Bundesjugendplanes; „Ha no“, sagte Dr. Heck und legte sich etwas zurück, „der Bundesjugendplan ist doch kein Automat, bei dem man Geld einwirft und demokratische Erziehung herauszieht. Politische Schulung ist doch schlecht meßbar. Es besteht ein großer Nachholbedarf an demokratischer Schulung, aber meine Herren, nicht allein bei der Jugend – bei den Erwachsenen auch. Und für die Schulen gibt man auch viel Geld aus, und es kommen bestimmt nicht nur Professoren von der Schulbank. Von der Jugend verlangt man politisches Interesse, jenes Interesse, das den Erwachsenen fehlt.“

Die Zusatzfrage an den Mann im ergrauten Haar: Sind durch Jugendverbände auch unehrliche Abrechnungen an das Ministerium gelangt: „Ja“, antwortete der Minister. Und dann erklärend, wie es seine Art ist: „Es gibt einige Betrugsfälle. Oft geschieht es aus Unkenntnis; es war kein böser Wille, und nur einer hat sich bisher persönlich bereichert – alle anderen eigentlich – so kann man sagen – machten das nur, um dem Verband aufzuhelfen.“

Wie hoch sind die Ausgaben des Bundesjugendplanes im laufenden Haushalt? „82 Millionen DM“, war die knappe Antwort.



Dann kam noch eine etwas heikle Frage. Entsprechend dem Bundesjugendplan werden studentische Korporationen (schlagende Verbindungen) unterstützt. Ob das richtig sei? Der Minister überlegte; dann erklärte er sinngemäß – durch Zusatzfragen unterbrochen –, daß ein Ausschuß der Studentenverbände die Verteilung der Mittel vorplane, indem er die Anträge vorher durchprüft. Zudem müßten Berlin-Seminare der Korporationen genauso unterstützt werden, wie die anderer Jugendverbände; schon aus dem Grunde der Verfassungsgleichheit. Man dürfe, so meinte Minister Heck, die Korporationen nicht in Opposition zur Demokratie treiben, man müsse eine Brücke schlagen.

Wir wechselten das Thema und kamen zum Pflichtjahr und freiwilligen Sozialjahr für Mädchen.

Frage: „Herr Bundesminister, befürworten Sie ein Pflichtjahr für Mädchen?“

Kleine Pause. Dann: „Nein, zur Zeit nicht“. Erklärend sagte er, daß zum Helfen ein freier Wille da sein müsse und kein staatlicher Zwang.

Auf die Frage, ob es für diejenigen, die im freiwilligen Sozialjahr in die Krankenanstalten und Haushalte gingen, besondere Vergünstigungen geben müsse, meinte er, daß die Eltern von Kindern, die ein solches Jahr ableisten, nicht finanziell schlechter gestellt werden sollten als andere.

Wir meinten, daß es keine Ausbildung sei, wenn die „Freiwilligen“ die unangenehmsten Arbeiten erledigen müßten. „Och“, sagte der Gesprächspartner, „das spricht sich doch schnell rum. Und dann geht keiner mehr in das Krankenhaus.“ Dabei blinzelte er, als wolle er sagen, die werden sich schon schön in die Finger schneiden. Einer Landfrau sei

mit verbilligten Küchenmaschinen mehr zu helfen, als mit einer ungelerten Kraft, wurde Dr. Heck entgegengehalten. „Hilfen zur Technisierung von Haushalt und Hof bekommen sie doch durch den ‚Grünen Plan‘“, meinte er. Und dann erzählte der Minister von seiner bäuerlichen Verwandtschaft im Schwabenlande. Dabei erfuhren wir auch, daß sein Vater aktiver Gewerkschafter war.

Eine weitere Frage, ob an allen Krankenanstalten die Personalnot gleich groß sei, beantwortete er freimütig mit einem Schulterzucken. Wir meinten, daß „Freiwillige“ in den Sozialberufen als „Lohndrücker“ auftreten könnten. Das beantwortete Dr. Heck mit: „Völlig ausgeschlossen!“

Der deutsch-französische Vertrag sieht eine stärkere Zusammenarbeit zwischen den beiden Staaten vor, insbesondere für die Jugendverbandsarbeit. Uns interessierte, welche Abmachungen des Vertrages die arbeitende Jugend direkt betreffen.

„Tja, da muß erst noch eine Rechtsform ausgearbeitet werden. Aber das nur am Rande. Zunächst bin ich dagegen, daß die Jugend in drei Klassen, nämlich in Studenten, Schüler und Werk tätige unterteilt wird. Stufen sollten nur in den Altersklassen vorgenommen werden. Wir warten jetzt auf Vorschläge von beiden Seiten. Natürlich sollen Sonderprogramme für Lehrlinge und Facharbeiter aufgestellt werden, aber überwiegend sollen alle Gruppen zusammen sein. Warum sollen z. B. die Werk tätigen demnächst nicht zwei Sprachen sprechen? Wenn die Jugendlichen mal erst zusammen sind, dann lernen sie Sprachen schon schnell.“

Damit konnte man zufrieden sein. Der für die Jugendarbeit zuständige Minister gab jedenfalls zu erkennen, daß er auf Vorschläge aus

Im fünften Kabinett Adenauer wurde als Nachfolger für Professor Würmeling, Dr. Bruno Heck Bundesminister für Familien- und Jugendfragen.

Heck wurde 1917 als Sohn eines Arbeiters in Aalen/Württemberg geboren. Nach dem Kriege studierte er Altphilologie. Im Jahre 1948 legte er das Staatsexamen ab, promovierte 1950 zum Dr. phil. Von 1946 bis 1947 war Dr. Heck Vorsitzender des Allgemeinen Studentenausschusses der Universität Tübingen. Als er 1947 in einer Rede über die schlechte Situation der Studentenschaft scharfe Angriffe gegen die französische Besatzungsmacht und das Kultusministerium vortrug, wurde er von den Militärbehörden für kurze Zeit verhaftet und eingesperrt.

In Bonn wurde Dr. Heck, der den Wahlkreis Rottweil-Tuttlingen vertritt, Bundesgeschäftsführer der CDU und Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Kulturpolitik und Publizistik. 1961 wurde er – neben Will Rasner – parlamentarischer Geschäftsführer der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

In der Bundeshauptstadt werden Dr. Heck Gründlichkeit, Gelassenheit, ein „dickes Fell“ und die Fähigkeit zu wirklicher Diskussion sowie Geistigkeit nachgesagt. Bundesminister Dr. Bruno Heck ist verheiratet und hat sechs Kinder.

den Jugendverbänden wartet – er sollte nicht umsonst darauf warten! In der Novelle zum Reichsjugendwohlfahrtsgesetz wird den freien Jugendverbänden vor der kommunalen Jugendarbeit der Vorrang eingeräumt. Die Stadt Dortmund klagt z. Z. beim Bundesverfassungsgericht im Verein mit 30 anderen Städten. Wir unterhielten uns über diesen Fragenkomplex.

Der Bundesminister ging bei diesem Thema auf die allgemeine Politik über und meinte dabei: „Wenn es bei uns in der Politik nicht weitergeht, dann läuft man sofort nach Karlsruhe und läßt dort das Bundesverfassungsgericht entscheiden. Wir sollten uns in der Politik vielmehr angewöhnen, mehr miteinander zu reden und in Gesprächen Ausgleich schaffen; man wird sie bei gutem Willen auch finden.“ Er philosophiert gern über die Demokratie und wir wollen drei Aussprüche des Ministers wiedergeben. „Leute mit nichtdemokratischer Einstellung sind bei uns Einzelgänger.“ Und: „Man sagt sooft, die Demokratie sei in Gefahr. Sie ist es auch, denn Freiheit ist ein Wagnis, wofür man täglich eintreten muß, um sie zu bewahren.“ Weiter: „Persönliche Affären, die bis in die Regierung getragen werden, schädigen das Ansehen der Demokratie.“

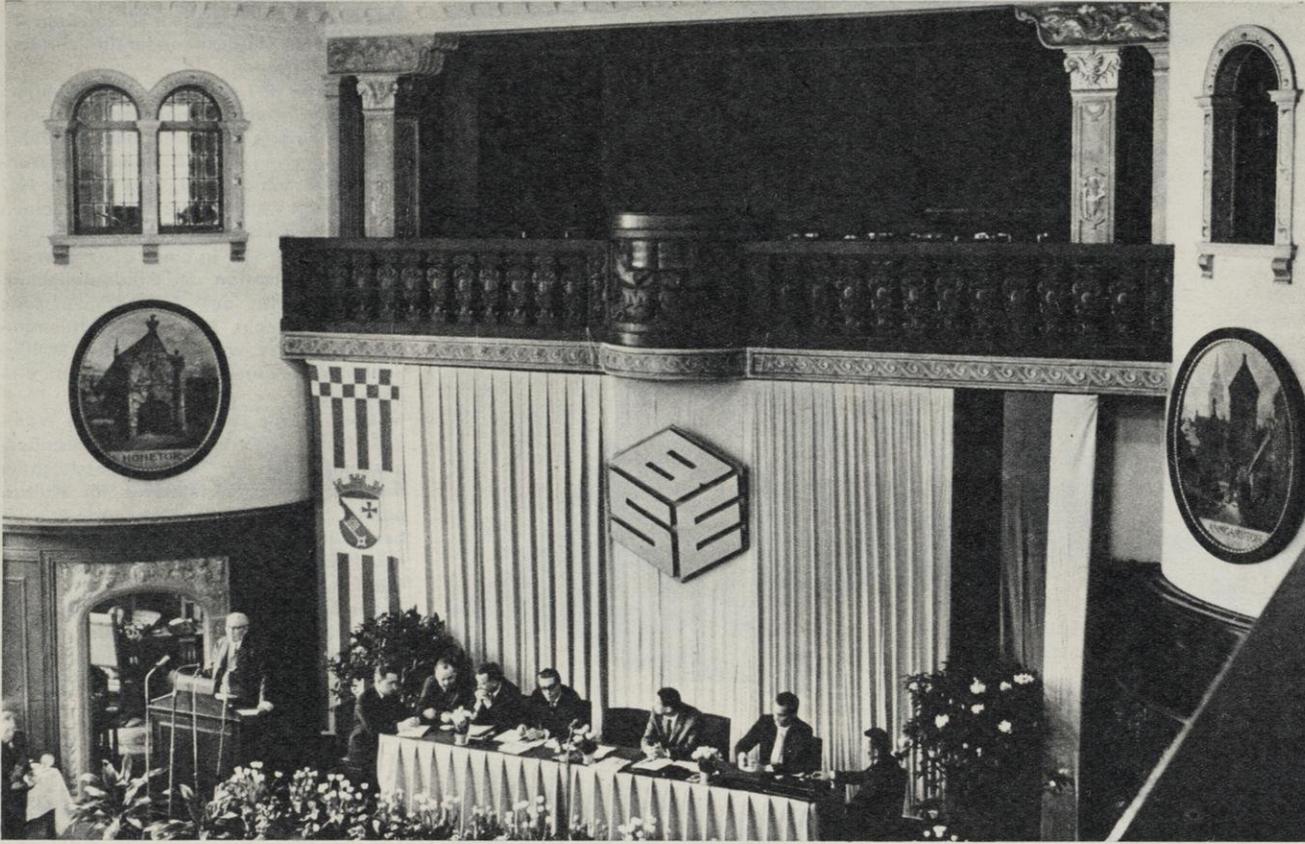
Auf die abschließende Frage, ob die Jugend heute schlechter sei als die in Generationen zuvor, antwortete der Mann, der es eigentlich von Amts wegen wissen müßte: „Die Jugend ist anders als früher, aber auf keinen Fall schlechter. Im Gegenteil: Sie ist sehr kritisch und sehr nüchtern. Man kann an unserer Jugend ablesen, daß die Erwachsenen politisch versagt haben.“

Dieter Schmidt

Foto: J. H. Darchinger

# Wo der Roland steht am Rathaustor

Zur Konferenz der Jugend der IG Bau - Steine - Erden



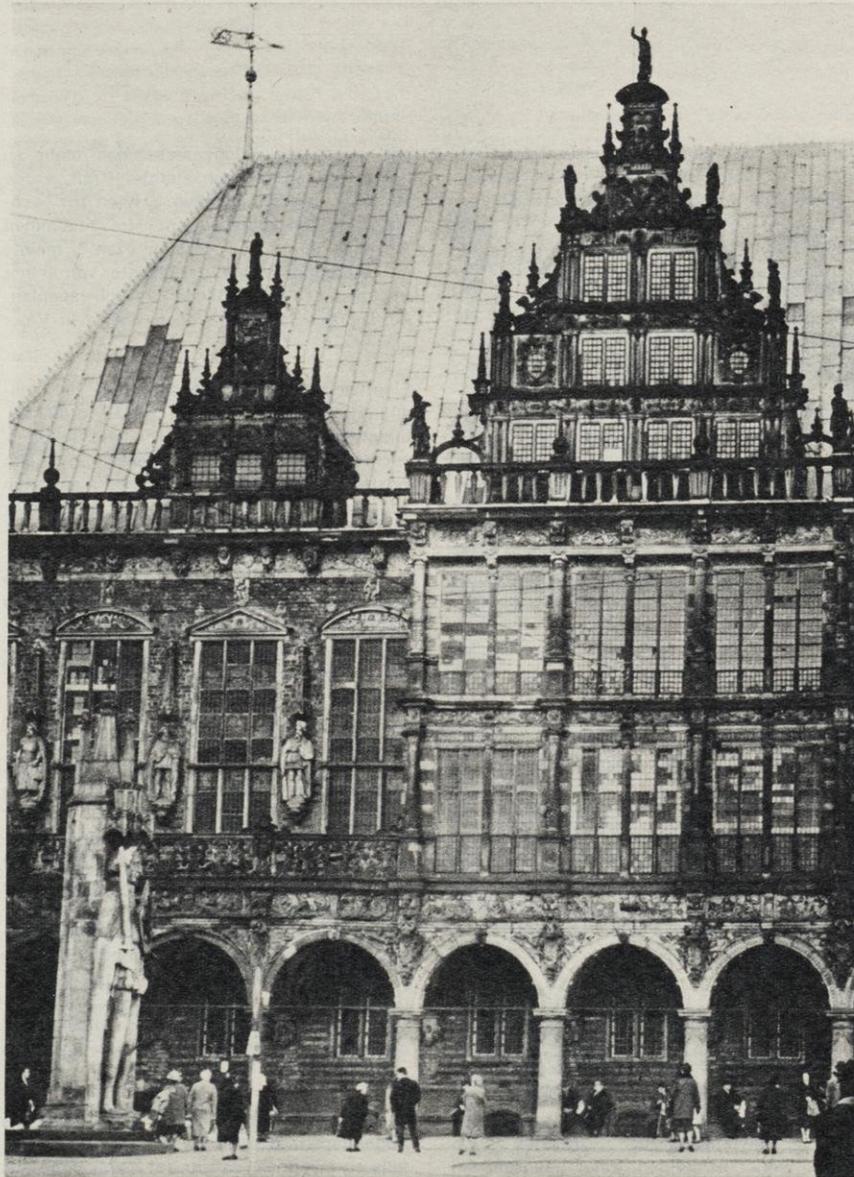
Der ehrwürdige Sitzungssaal des Bremer Rathauses war, wie schon wenige Wochen zuvor, für die jungen Delegierten der ÖTV wiederum Konferenzstätte für den 5. Gewerkschaftsjugendtag der IG Bau-Steine-Erden vom 5. bis 7. April. Jürgen Jöns, Mitglied des Hauptvorstandes, ermunterte gleich zu Beginn die möglicherweise vor der Atmosphäre des Raumes in „Ehrfurcht erschauernden Delegierten“, wenn nötig, auch mal „Pfui“ zu rufen.

Viele Gäste konnten im Laufe der Konferenz begrüßt werden, u. a. der Präsident des Bremer Senats Wilhelm Kaisen, Senator Weßling, Landesarbeitsamtspräsident Bovensiepen, je ein junger Gast aus Österreich und der Schweiz und zahlreiche Gewerkschaftsvertreter, darunter Kollege Günter Stephan vom DGB-Bundesvorstand und Bundesjugendsekretär Edmund Duda.

Einige Notizen aus den zahlreichen Begrüßungsreden. Bremen war zu 60 v. H. vom Kriege zerstört. Die Bremer Bauarbeiterschaft hat Großes geleistet, ein völlig neuer Stadtteil für 40000 Menschen wurde gebaut (die Delegierten konnten sich auf einer Besichtigungsfahrt davon überzeugen). Senator Weßling hob die Gesundheit als höchstes Gut der Jugend hervor und erklärte, daß die Arbeitsminister der Länder die Initiative ergriffen haben um § 10, Absatz 4 des Jugendarbeitsschutzgesetzes zu verändern und durchzusetzen, daß Jugendliche an Sonnabenden nicht mehr zu arbeiten brauchen, wenn die erwachsenen Arbeitnehmer frei haben.

## Als Wilhelm Kaisen 20 Jahre alt war

Senator Kaisen, der am 2. Konferenztag sprach, erzählte den 77 jungen Delegierten, die über 34000 Mitglieder vertraten, von den Dingen, die ihn bewegten, als er 20 Jahre alt war. Damals standen drei große Ideen zur Auswahl, das Genossenschaftswesen und der Konsumgedanke (Schultze-Delitzsch), das „eherne Lohngesetz“ (Lassalle) und die „Verelendungstheorie“ mit der Forderung auf Umstellung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung (Marx). Inzwischen, sagte Bürgermeister Kai-



sen, habe man lernen können, daß die „Gesetzlichkeit“ der Marxschen Thesen durchbrochen werden könne. Die Gewerkschaften haben es fertiggebracht, aus dem Lohnsklaven von einst den wirtschaftlichen Partner von heute zu machen. Die Verwirklichung Marxscher Thesen in der Zone führe wieder weg von den gewerkschaftlichen Errungenschaften. Es sei bekannt, daß der Motor der Produktion allein die Währung und das Äquivalent für Leistungen und Anstrengungen nur die Kaufkraft des Geldes sein kann. „Anweisungen zur Arbeitsleistung sind kein Ansporn. Ein Soll wird zum Zwang. Diktatur ist die Folge, und die Humanität geht in solcher Gesellschaftsordnung unter.“ Die großen ideologischen Auseinandersetzungen von damals hätten sich inzwischen weitgehendst geklärt, und wir sollten alle Streitfragen, die uns einmal sehr gehemmt haben, nicht mehr aufwärmen. Trotz aller Industrialisierung bleibe die persönliche, manuelle und geistige Leistung weiterhin bestehen.

## Der Geschäftsbericht

Aus dem schriftlichen sowie dem mündlich vom Kollegen Arno Kerlisch vorgetragenen Arbeitsbericht sind nachfolgend einige Punkte herausgegriffen. Die Zahl der jugendlichen Mitglieder ist in den letzten Jahren zurückgegangen. Die Zahl der Lehrlinge im Baugewerbe ist von 1958 bis 1961 um rund 30 v. H. gesunken. Arno Kerlisch konnte von einer sehr aktiven Arbeit Zeugnis ablegen. Gemeinsam mit der Jugend der österreichischen und Schweizer Bau- und Holzarbeiter werden internationale Jugendfreizeiten durchgeführt. 1962 haben sich 1748 junge Bauarbeiter am Berufsleistungsvergleich des DGB beteiligt. Nachdem am 17. August 1962 der junge Bauarbeiter Peter Fechter aus Ost-Berlin über die Mauer klettern wollte, dabei angeschossen wurde und verblutete, schrieb der Jugendausschuß der IG Bau-Steine-Erden einen Brief an den Vorsitzenden des Ministerrats der UdSSR, Nikita Chruschtschow mit der Aufforderung, endlich die Schießbefehle in Ostberlin zurückzunehmen. Eine Antwort kam nicht. Im Gedenken an den 17. Juni 1953 müsse man auch an die Bauarbeiter denken, die sich in der damaligen Stalinallee gegen den Terror in Mitteldeutschland auflehnten. Jetzt werde soviel davon geredet, am 17. Juni zu arbeiten und das an diesem Tage verdiente Geld zu stiften. Nicht das Geld sei entscheidend, sondern die Gesinnung, mit der die Menschen in der Bundesrepublik den „Tag der deutschen Einheit“ begehen. Kollege Kerlisch schloß mit dem Appell, die jungen Kollegen in der Gewerkschaft sollen die Funktionäre von morgen sein. Die Jugend müsse den Weg, den die Gewerkschaft in ihrer fortschrittlichen Politik gezeigt hat, fortsetzen.

## Jugend und Freizeit

Kollege Günter Stephan sprach zu den jungen Delegierten über das Thema „Jugend und Freizeit“. Die Freizeit, über die wir heute alle mehr oder weniger verfügen, sei uns nicht als Geschenk in den Schoß gefallen, sondern das Ergebnis zäher gewerkschaftlicher Bemühungen. 1889 beschloß der Internationale Arbeiterkongreß in Paris die Forderung für den Acht-Stunden-Tag. Am 1. Mai 1919 konnten die Gewerkschaften in Deutschland den Sieg der Verwirklichung dieser Forderung feiern. 44 Jahre sind seitdem vergangen. Inzwischen hat der DGB und seine Gewerkschaften auf dem Wege zur 40-Stunden-Woche wieder große Erfolge errungen. Die absolute Mehrheit der deutschen Arbeitnehmer arbeitet nur noch 45 Stunden und weniger in der Woche. Für große Teile der Arbeitnehmerschaft ist die 40-Stunden-Woche tarifvertraglich schon festgelegt und wird 1964, 1965 und 1966 erreicht. Kollege Stephan widersprach der Auffassung, daß der junge Mensch mit seiner Freizeit nichts

anzufangen wüßte. Gewerkschaftsjugend und Gewerkschaften hätten große Aufgaben auf dem Gebiet positiver Freizeitgestaltung. Wörtlich sagte er: „Das Fortbestehen und die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft werden wesentlich davon abhängen, in welchem Maße es uns gelingt, den jungen Menschen eine umfassende und bestmögliche Ausbildung mit auf ihren Lebensweg zu geben.“ Durch Automatisierung und Technisierung wird die Arbeit immer knapper, die Leistung pro Kopf und Stunde steigt laufend weiter. Um die vorhandene Arbeit gerecht zu verteilen, werden weitere Arbeitszeitverkürzungen die Folge sein. Unsere amerikanischen Kollegen gehen bereits in diese Richtung. Bei der weiteren Arbeitszeitverkürzung über die 40-Stunden-Woche hinaus ist jedoch nicht mehr das Joch unmenschlicher Arbeitszeit der Motor des gewerkschaftlichen Kampfes, sondern unser Streben nach Vollbeschäftigung. Freizeit sei eine Chance, durch die wir unsere Zukunft gewinnen können.

### „Armes Europa“

Kollege Stephan gab bekannt, daß am 6. Juli eine Großkundgebung der Gewerkschaften in Dortmund stattfinden wird. Mit dieser Kundgebung wollen die Gewerkschaften für ein Europa demonstrieren, wie wir es uns wünschen. Wir werden nach dem Scheitern der Aufnahme Großbritanniens in die EWG deutlich unsere Meinung sagen. Wenn es stimmt, daß Bundeskanzler Adenauer durch die Aufnahme nordeuropäischer Staaten in die EWG ein sozialistisches Übergewicht befürchtet, dann könne man nur sagen „Armes Europa“, wenn solche tagespolitischen Konstellationen für die Zukunft maßgebend sein sollen.

### Georg Leber: Mittun!

In einer öffentlichen Schlußsitzung des 5. Gewerkschaftsjugendtages sprach der Bremer Senator für Wohlfahrt und Jugend, Annemarie Mevissen, der 1. Vorsitzende der IG Bau-Steine-Erden, Georg Leber, und Vorstandsmitglied Jürgen Jöns. Kollege Leber rief den jungen Delegierten zu, daß in der Demokratie jeder zum Mittun verpflichtet sei. Die Diktatur setze voraus, daß der Bürger nicht in die Räder des Geschehens greift. Dort sei er Untertan. Die Demokratie aber funktioniere nicht, wenn die Bürger nicht mitarbeiten. Die Demokratie segne jedoch nicht jeden automatisch, der in ihr lebe, man muß aktiv sein. Wer Gewerkschafter ist, der sei jedoch meist auch ein aktiver Bürger. Leber forderte die Jugend auf, zu lernen, Meister zu werden, auch in die Entwicklungsländer zu gehen und sagte: „Lernt Sprachen, dann braucht ihr keine Dolmetscher!“ Kollege Jöns sprach zum Thema „Nachwuchs und Ausbildung in der Bauwirtschaft“. Bauen gehe alle an. Die Bauwirtschaft habe auf Generationen hin Aufgaben. Bauberufe hätten eine gute Zukunft. Für zukünftige Bauaufgaben würden mehr und besser ausgebildete Ingenieure und Techniker benötigt. Jeder Beruf habe innerhalb unserer arbeitsteiligen Gesellschaft seine Aufgabe. Niemand dürfe die Bedeutung seines Berufes höher einschätzen, als die des anderen. Die Schlußveranstaltung des Gewerkschaftsjugendtages der IG Bau-Steine-Erden wurde umrahmt mit Musik, gespielt vom Orchester der IG Metall in Bremen.

### Günter Scheer

Fotos: Udo Hoffmann



Geschenk der Jugend an Wilhelm Kaisen



Einstimmig . . .



Am Abend ging es lustig zu



# Unser weißer Hirsch

Erzählung von Budd Schulberg,

Autor der Romane und bekannten Filme „Schmutziger Lorbeer“ und „Die Faust im Nacken“

Illustrationen: Eva Ohlow

Eines Nachmittags im vergangenen Frühherbst waren wir wieder am fernen Ende unseres Grundstücks und hielten eine Versammlung in unserem unterirdischen Klubhaus ab. Mein Bruder Davy und ich, wir hatten uns im letzten Sommer in die Erde gebuddelt und über die Grube Kiefernzweige und Teerpappe gelegt. Wir krochen gerade aus unserem Geheimgang 'raus, da kam Mr. Jeliffe jenseits des Zaunes vorbeigeritten. Mr. Jeliffe ist sehr reich und hat einen Schnurrbart und ein großes rotes Gesicht und ein Haus, das bestimmt zehnmal so groß ist wie unseres.

Wo wir wohnen, da machen die Leute nicht viel her; sie schreiben oder malen oder so was und machen in ihren Gärten 'rum und rennen stundenlang durch die Gegend. „Das einfache Leben“, so nennen sie's. Na, dieser Mr. Jeliffe, der führt das einfache Leben jedenfalls ziemlich komplett, mit allem Drum und Dran. Ich meine, er reitet mit der Meute und gibt Jagdfrühstücke und solche dicken Dinger. Irgendwie ist's ein bißchen komisch, wo er nämlich nicht einmal reiten konnte, wie er vor zwei oder drei Jahren hergekommen ist. Er macht immer noch mit seinem Wer-ist-das-schon 'rum, aber keiner lacht ihm ins Gesicht, weil er so reich ist. Er hat's mit Kupfer oder Baumwolle geschafft, als sie's dringend brauchten, um den Krieg zu gewinnen, und Dad sagte, das ist die einzige Möglichkeit, heut' noch reich zu werden. Man sollt' denken, mit all dem Geld, da würde ein Kumpel viel friedlicher, da tät' einer so was wie ruhig werden und jeden anlächeln und eben sein Geld genießen. Aber nicht Mr. Jeliffe. Mr. Jeliffe ist – auch wenn Dad sagt, wir sollten das Wort nicht sagen – ein Mistbock.

Wie damals, wo er uns in seinem Obstgarten erwischte, als wir ein paar von seinen Äpfeln aßen. Dad sagt, es lohnt nicht, unsern Obstgarten zu spritzen, da sind unsere Äpfel denn alle wurmig. Deshalb müssen wir ab und an mal 'rüber und Mr. Jeliffes Äpfel probieren. Es sind Mackintosh, und ich glaube, all die Würmer müssen zu uns 'rübergekommen sein, weil in Mr. Jeliffes Äpfeln nämlich kein einziger drin ist. Na, dieses Mal hat Mr. Jeliffe uns geschnappt – auf frischer Apfeltat, sagt Dave, der zehn Jahre alt ist und immer noch gern mit Worten spielt. Er zügelte sein Pferd und sah aus wie der Allmächtige persönlich, und er sagte: „Jungens, ich halte das nicht für eine besonders gute Idee von euch, hier drüben zu sein. Ich züchte Dobermänner, und die sind zum Beißen abgerichtet und nicht zum Angucken, und ich könnt' für eure Sicherheit nicht garantieren.“

Ist doch wieder typisch. Er rückt nicht stracks damit 'raus und sagt, wir sollten uns schleunigst aus dem Staube machen, sonst tät' er die Hunde auf uns hetzen, nein, er läßt's so aussehen, als würd' er uns einen Gefallen tun, wenn er uns aus seinem lausigen alten Obstgarten 'rausbringt, ohne daß diese Dobermänner uns auffressen. Lausig ist auch so ein Wort, das Dad nicht gern von uns hört; ja, wir müssen sogar jedesmal einen Nickel blechen, wenn er uns dabei ertappt; bloß, es gibt ein paar Wörter, das sind schlimme Wörter, aber es gibt nun mal keine guten Wörter, die dasselbe ausdrücken. So, wie Mr. Jeliffe da seinen Krampf losließ, als er uns aus seinem Obstgarten 'rausschmiß.

Na, jedenfalls kletterten wir grad aus unserem Klubhaus 'raus – was ein tolles Versteck ist, an die vier Fuß tief und grad groß genug für die drei Mitglieder von unserem Klub –, und da sitzt dieser Mr. Jeliffe auf seinem großen Schimmel Captain und tut, wie wenn er Teddy Roosevelt wär' oder so was.

„Howdy, Boys“, sagt er. „Wie steht's?“ Seit er auf seinem Gaul 'rumreitet, macht er ziemlich auf Western. Grad will er weiterreiten, da fällt ihm was ein, und er dreht bei.

„Sag mal, Steve – euer Ziegenbock, hat der Hörner?“ Davy und ich, wir guckten uns an und schüttelten den Kopf. „Haben wir noch nichts von gemerkt. Warum?“

„Na, vielleicht hab' ich's mir eingebildet, aber mir war doch so, wie ich neulich an euerm Weidenzaun langritt, als hätte ich einen weißen Bock mit einem fabelhaften Gehörn gesehen. Trottete mit den Mutterschafen längs. Sicher, ich war an die hundert Yards entfernt, und deshalb...“

„Klar. Vielleicht sah's bloß so aus. Eine optische Täuschung oder so.“ Ich sah Davy an, und wir waren beide verlegen, weil jeder wußte, daß Mr. Jeliffe mit seinem Whisky gut Freund war – wie's Mom ausdrückt –, und nach allem, was ich gehört habe, kann man auf allerlei gefaßt sein, wenn einem zuviel Whisky in den Bauch geraten ist.

„Ich gebe zu, ich hab' ihn nur für eine Sekunde gesehen, und dann hat er mich gesehen und ist abgegangen – pronto pronto. Aber trotzdem war ich ziemlich sicher...“ Er brach ab und lachte plötzlich albern laut los. „Vielleicht ist einer von Schofields Böcken in eure Herde 'reingeraten. Nun ja, mir kam bloß der Gedanke. Ihr meint nicht, daß es ein weißer Hirsch gewesen sein könnte, wie? So 'n weißer Zehrender würd' sich sehr gut in meinem Arbeitszimmer überm Kamin ausmachen.“

Er klemmte die Absätze in den dicken Bauch seines Pferdes und ritt davon. Davy machte ihm eine lange Nase. Ein weißer Hirsch, und über seinem Kamin! Erst mal erzählt uns jeden Herbst jemand von irgend jemand anderem, daß der ziemlich



sicher sei, einen weißen Hirsch gesichtet zu haben. Aber ich bin jetzt beinahe zwölf Jahre alt, und ich hab' noch nie einen gesehen, und ich möcht' immer noch den erleben, der ehrlich und wahrhaftig einen mit seinen eigenen Augen gesehen hat. Und zweitens: Wenn dieser Tausend-zu-eins-Fall eintreten sollte und wirklich wahrhaftig ein weißer Hirsch auf unserm Grundstück 'rumlaufen täte – was hätt' dann sein Geweih über Mr. Jeliffes Kaminsims verloren? Er war doch mit unseren Schafen zusammen auf der Weide, oder nicht? Wenn's schon so was gab wie einen weißen Hirsch und wenn dieser weiße Hirsch jemandem gehörte, dann gehörte er doch wohl uns, oder nicht? Mr. Jeliffe sollte lieber seine gierigen Finger von ihm lassen. Und auch, wenn's unseren weißen Hirsch nicht gab, brauchte Mr. Jeliffe sich noch längst nicht mit ihm abzugeben.

Wir legten mehr Kiefernzweige über das Teerpappendach und füllten den Gang aus, so daß niemand merkte, daß wir da überhaupt ein Klubhaus hatten, und dann machten wir uns zur unteren Weide 'rüber, wo ein alter abgestorbener Apfelbaum stand, der unser erstes Klubhaus gewesen war, als Dave noch in den Kindergarten ging. Unsere Initialen und das Geheimzeichen unseres Klubs waren in den Stamm eingeschnitten, und ab und zu stiegen wir immer noch auf der Leiter in unser Baumhaus, um zu sehen, ob irgendwelche Feinde im Anmarsch waren. Na, als wir diesmal zum Baum kamen, stellten wir was Merkwürdiges fest. Da, wo die Einschnitte gewesen waren, war der Stamm fast kahl, und die ganze Seite war voller Schleifspuren, als ob – wir guckten uns an und machten große Augen – als ob da ein Bock oder ein Hirsch sein Gehörn oder Geweih gefegt hätte. Daß Bullen das tun, hatten wir oft genug gesehen, und Schafböcke auch – aber wir hatten keine Bullen, und unser Ziegenbock Hector hatte bloß so zwei kleine harte Erhöhungen, wo seine Hörner hätten sein müssen. Und trotzdem waren diese abgewetzten Stellen an dem Baum so frisch wie bloß was.

Na, wir waren natürlich nicht so dumm, irgend etwas ernst zu nehmen, was Mr. Jeliffe von sich gab, aber für alle Fälle hatten wir ein Auge auf die Herde. Wir beobachteten sie jeden Abend beim Heimkommen, und meistens gingen wir sogar nach dem Abendessen noch mal 'raus und bis zum Kiefernwald, der sich zwischen unserm Grundstück und dem von Mr. Jeliffe entlangzieht. Aber einen weißen Hirsch kriegten wir nicht zu Gesicht. Ja, wir wollten grad aufgeben und hatten uns geeinigt, daß Mr. Jeliffe wieder mal phantasierte, als wir im Dorfladen für Mom Lebensmittel abholten. Billy, dessen Pop den Laden schmeißt, ist ein großer Kerl, vielleicht fünfzehn oder sechzehn, und ein ziemlich guter Freund von uns. Wir dürfen mit ihm gehen, wenn er seine Bisamrattenfallen stellt, und er läßt uns mit seinen Jagdhunden spielen, und ab und zu nimmt er uns sogar mal mit, wenn er schießen geht. Billy war ein Adlerscout, und er ist Pitcher in der Schulbaseballmannschaft, und wenn er was sagt, dann stimmt das; keine Frage. Na, jedenfalls sucht Billy ein paar Apfelsinen für uns 'raus, und dabei sagt er: „Wie ist das, habt ihr 'n neuen Bock bei euch oder was?“

Davy und ich, wir guckten uns an. Allmählich wurde dies nun geheimnisvoll und aufregend. „Hm-hm. Warum, Billy?“

„Na, wie ich gestern nacht Fallen stelle, denk' ich, ich tät' 'n Bock auf eurer Wiese sehen, mit großen schweren Hörnern.“

„Billy, war's vielleicht ein Hirsch – ein weißer Hirsch?“

„Na, unmöglich ist's nicht. So'n Vieh taucht ab und an mal auf. Mein alter Herr hat einen hierum gesehen, wie ich 'n Kind war, vor zehn oder zwölf Jahren vielleicht.“

Dieser weiße Hirsch – wie soll ich's erklären –, das war unser weißer Hirsch. Ob es ihn nun wirklich gab oder ob er nur ein Stück unserer Einbildung war, wie Dad manchmal sagt, jedenfalls gehörte er uns. Wir wollten ihn sehen und versuchen, ihn zu zähmen. Keiner sollte ihm was tun. Mr. Jeliffe ließ am besten seine schmutzigen Finger von ihm weg.

„Sag mal, Billy, dieser weiße Hirsch – glaubst du, daß jemand versuchen wird, ihn zu schießen, wenn die Jagdzeit anfängt?“

„Na, ich jedenfalls nicht“, sagte Billy. „Ihr wißt ja, was das heißt, wenn man einen weißen Hirsch schießt: Das bringt doppelt soviel Unglück wie einen Spiegel zerschmeißen.“

„Mr. Jeliffe sollt' sich das merken.“

„Dieser Komiker“, sagte Billy. „Letztes Mal hab' ich gesehn, wie er auf eine sitzende Fasanenhenne angelegt hat. Er kommt aus der Stadt, und er wird's wohl nicht anders wissen. Der bringt alles fertig.“

„Na, von einem weißen Hirsch sollt' er besser die Finger von lassen, sonst schieß' ich ihn mit meinem Schießgewehr sonst wohin“, sagte Davy. Davy sagt gern so was.

„Sagt mir Bescheid, wenn ihr 'n ausmacht, Jungens“, sagte Billy und gab uns die Einkaufstüten.

Den Abend gingen wir nach dem Essen 'raus, und wir guckten und guckten, und wir kamen so spät heim, daß Mom sagte, was wir bloß zwei Stunden nach Schlafenszeit noch draußen auf der Wiese zu suchen hätten. Wir sagten's keinem, aber wir stellten unseren Wecker auf drei Uhr früh und steckten ihn unters Kopfkissen, damit er nicht laut läutete, sondern uns bloß ins Ohr schepperte. Es war fast Vollmond, und es war toll schön, nur ein bißchen kalt, wenn der Wind auffrischte, und

schließlich mußten wir wieder 'rein, ohne daß wir irgendwas gesehen hatten, was einem weißen Hirsch ähnlich gewesen wäre. Die nächste Nacht machten wir's genauso, und die nächste auch und die nächste, und allmählich waren wir so übermüdet, daß wir bloß dauernd gähnten, und Davy schlief mitten in seiner Rechenstunde ein. Aber unseren weißen Hirsch hatten wir immer noch nicht gesehen.

Den Freitag nach der Schule fragten wir, ob wir zu unserm Klubhaus gehen dürften und die Nacht draußen kempieren. Der Mond war voll und furchtbar nah, so, als ob er für uns die Wiese beleuchten würde, daß wir ihn nicht verfehlen sollten, wenn er 'runterkam. Wir erfanden Geschichten und erzählten sie uns, um munter zu bleiben, aber gegen ein Uhr war Davy so schläfrig, daß er immer wieder einnickte, während er erzählte. Wir waren grad so weit, das Unternehmen abzubrechen und ins Klubhaus zu kriechen, da sah ich ganz plötzlich etwas, das aussah wie Zweige, die aus dem Wald 'rauskamen.

„Davy, guck mal! Da drüben!“

Man konnte bloß sein Geweih sehen und den Schädel, der aus dem Wald vorsah, aber da gab's gar keinen Zweifel: Der Kopf war weiß. Es war unser weißer Hirsch, jawoll.

Davy brüllte: „Junge, Junge, da ist er! Und was für 'n Kerl!“ Und dabei klatschte er vor Begeisterung in die Hände, ohne es zu wollen. Der Kopf zuckte zurück, der weiße Hirsch verschwand in den Kiefern, und wir hörten, wie er durchs Gehölz brach.

In der nächsten Nacht waren wir auf ihn vorbereitet. Wir holten uns Mais aus der Krippe und machten damit eine Spur vom Kiefernwald bis mitten auf die Wiese. Dann hockten wir uns hinter den Zaun nieder, und wir gaben uns Mühe, uns nicht zu bewegen; auch nicht, wenn's juckte. Der Mond warf einen Lichtweg über die Wiese, und die Sterne sahen kalt aus und klar. Der einzige Laut in der Welt war die Brise, die vom Fluß kam. Wir starrten auf die Stelle, wo wir ihn die Nacht zuvor hatten herauslugen sehen. Vielleicht zwei Stunden verstrichen, oder vielleicht waren's auch nur zwanzig Minuten. Es war schwer zu sagen hier draußen im Mondschein, wo Davy und ich kein Wort miteinander sprachen und sogar kaum atmeten. Und dann: Da war er wieder, an derselben Stelle, wo wir ihn letzte Nacht gesehen hatten.

Diesmal sagten wir kein Wort, und wir rührten uns kein bißchen. Wir erstarrten wie Jagdhunde, und jetzt hielten wir wirklich die Luft an. Er stieß seinen Kopf heraus und sah sich um, und dann konnten wir seinen Hals sehen und seine Keulen, und die waren weiß, so weiß wie der erste Schnee im Dezember. Er benagte den nächstliegenden Maiskolben, und wir hielten den Atem an, solange wir konnten, und guckten uns die Augen aus dem Kopf. Wieder sah er sich langsam und vorsichtig um und ging zum nächsten Maiskolben weiter. Er war groß und schlank wie ein Rennpferd, und man konnte sehen, wie stolz er auf sein wunderbares Geweih war. Davy schwor, es wäre ein Sechzehnder, und zwölf hatte er jedenfalls bestimmt, und ihn da so vor dem dunklen Grün der Kiefern im Mondschein stehen zu sehen, das war schon ein unvergeßlicher Anblick. Da stand er, genau vor uns, mindestens fünf Minuten lang, es konnte auch eine halbe Stunde sein, und er trug den Kopf mit seinem Geweih hoch und war stolz wie ein König. Wir standen ganz still, so still, daß es weh tat, und dann hielt's Davy nicht mehr aus und bewegte sich.

Snowy – so nannten wir ihn – warf das Haupt herum und windete und äugte zu uns herüber, genau in unsere Augen, wie es schien, und im Mondschein glühten seine Lichter wie ein beleuchtetes Rentier, das wir zur Weihnachtszeit einmal im Schaufenster eines großen Stadtladens gesehen hatten. Er beobachtete uns für vielleicht eine Minute, und wir beobachteten ihn, und dann ging er flüchtig ab und stürmte über die Wiese wie ein weißer Blitz.

Danach legten wir jeden Abend Mais für Snowy aus, und fast jede Nacht trat er aus dem Kiefernwald. Jedesmal war er ein bißchen kühner und selbstsicherer. Ich glaube, er wußte, daß wir da waren. Ich glaube, er gab ein wenig vor uns an. Er äste den Mais und äugte herüber, wo er uns das erstmal gesehen hatte, und senkte zwei- oder dreimal sein Haupt, als ob er sich vor uns verbeugte. Wir hatten den Plan, ihm näher und näher zu kommen, und eines Tages dann, wenn er wußte, von wem die Äsung stammte und wer seine Freunde waren, konnten wir ihn vielleicht dahin bringen, so hofften wir, daß er uns direkt aus der Hand fraß. Ja, und vielleicht hätten wir's geschafft, wenn nicht die verdammte Schußzeit gekommen wäre.

Wir hatten niemandem etwas von unserem weißen Hirsch erzählt, nicht mal Mom oder Dad oder Billy, weil wir fürchteten, Mr. Jeliffe könnt's vielleicht auf Umwegen erfahren und würde mit seiner Büchse hinter Snowy her sein und versuchen, ihn für den Kaminsims in seiner Bude zu erlegen. Es schien nicht recht, daß etwas so Stolz und Schönes wie Snowys zwölf- oder vierzehndiges Geweih an der Wand von so einem Großmaul wie Mr. Jeliffe enden sollte. Da waren wir jetzt also jedesmal, wenn wir oben auf dem Hügel einen Schuß hörten, schrecklich nervös, denn wir wußten, daß Mr. Jeliffe mit ein paar Freunden da oben beim Kiefernwald jagte. Wir baten Dad, er



sollte Mr. Jeliffe verbieten, auf unserer Seite der Grenze zu jagen, aber Dad sagte, das könnte er nicht gut machen, weil wir ja schließlich Nachbarn wären, und es sei hier unter Nachbarn der Brauch, daß der eine auf dem Gebiet des anderen schießen dürfte, auch wenn es eingepfählt sei. So konnten wir also nichts anderes tun, als hoffen und beten, und als wir uns in jener Nacht zur Wiese pirschten, hätten wir am liebsten vor Freude gebrüllt, denn Snowy zeigte sich wie üblich. Es war jetzt nachts ein bißchen dunkler, weil der Mond abzunehmen begann, aber er war immer noch herrlich anzusehen. Wir beobachteten ihn, wie er sich ins Holz schlug, stolz wie ein Spanier, und wenn Mr. Jeliffe jetzt mit seiner Büchse aufgetaucht wäre und unsern Snowy niedergeschossen hätte, na, ich glaube, wir hätten ihm sein Gewehr weggenommen und ihn kaltblütig umgebracht. Am späten Nachmittag des nächsten Tages hörten wir im Wald oben einen Schuß, an der Grenze unseres Reviers, und wir liefen 'raus und drückten Snowy den Daumen, und das Herz tat uns weh. Da, an der Grenze zwischen unserm und seinem Grundstück, stand Mr. Jeliffe und blickte angestrengt in den Wald.

„Ihr beiden habt's also nicht geglaubt, daß wir hier einen weißen Hirsch haben?“ sagte er. „Nun, ich hab' grad einen Schuß auf ihn abgegeben, und ich glaube, ich hab' ihn auch erwischt, aber er ist in den Wald abgegangen. Ihr könnt mitkommen und mir bei der Suche helfen, wenn ihr wollt. Er verendet vielleicht irgendwo da drin. Was würdet ihr denn dazu sagen, wenn ihr euerm Dad ein schönes Hirschsteak heimbringen könntet?“ Für wie großartig er sich hielt, wie er mit seinem Gewehr da so stand!

„Wissen Sie nicht, daß es Unglück bringt, wenn man einen weißen Hirsch schießt, Mr. Jeliffe? Billy Yeager sagt, es wär' sogar noch schlimmer, als einen Spiegel kaputtzumachen.“

Mr. Jeliffe lachte. „Dieser alberne Aberglaube. Ihr wollt mir doch nicht weismachen, daß zwei so intelligente Jungens wie ihr nicht unter einer Leiter durchgehen und Angst vor schwarzen Katzen haben.“

Wir waren ja auch wirklich nicht abergläubisch, und wir zogen Billy immer auf, wenn er eine schwarze Katze sah und auf der Stelle kehrte. Aber wegen Snowy waren wir ganz plötzlich entsetzlich abergläubisch. Jeder verdiente Unglück, wenn er auch nur daran dachte, etwas so Schönes und Stolzes und Hübsches zu töten, wie Snowy es war, als er am ersten Abend auf die Wiese heraustrat und sein Geweih in den Mond reckte. Da tat uns denn das Herz weh, als wir mit Mr. Jeliffe losgingen und auf dem Nadelteppich des Waldes nach unserem armen Snowy suchten. Seine Hunde schnüffelten, hielten ein, liefen wieder los, und jeden Augenblick fürchteten wir, sie würden uns zu dem toten Snowy führen. Aber sie fanden ihn nicht. Er war irgendwo im Wald verschwunden. Mr. Jeliffe wurde ärgerlich und sagte ein paar schlimme Wörter. „Ich werd' den verdammten Hundesohn von einem Vieh schon noch kriegen“, sagte er. Wir hörten es gar nicht gern, daß Snowy, unser schöner weißer Hirsch Snowy, mit so einem Namen beschimpft wurde.

In der Nacht träumte ich von Snowy. Er hatte eine furchtbare Schußwunde in seiner glatten weißen Brust, und dann war er weg, und Davy und ich folgten einer roten Schweißspur auf den weißen Feldern jenseits des Waldes. Ich wurde schreiend wach und hörte Davy sagen: „Was ist los, Steve?“ Er lag nicht in seinem Bett. Er saß auf der Fensterbank und starrte in den Schnee hinaus. Ich erzählte ihm meinen Traum, und er sagte, er wäre auch aus einem Traum wach geworden. Er hatte geträumt, wir beide hätten auf Mr. Jeliffe Jagd gemacht und ihn genau zwischen die Augen geschossen, und sein Kopf wäre über unserem Kaminsims befestigt gewesen; durch die beiden Einschüsse auf der Stirn hätte er wie ein Mann mit vier Augen ausgesehen.

Jeden Abend legten wir Mais für Snowy aus und blieben so lange auf, wie wir konnten, weil wir hofften, wir würden ihn wiedersehen. Aber es schien, als müsse er sich im Wald verkrochen haben und irgendwo verendet sein. Wir vermiedten ihn sehr. Er war nicht wie unser Hund Toro oder unsere Katze Quaker; wir hatten ihn nie gefüttert oder gestreichelt oder auch nur angefaßt. Aber Snowy war uns so ans Herz gewachsen, als wären wir auf ihm geritten und hätten ihm Männchenmachen und Pfötchengeben beigebracht. Er war der einzige weiße Hirsch, den wir je gehabt hatten, und der Gedanke, daß er verendet und für immer fort war oder sich zu einem einsamen Tod hinschleppte, war wie ein Messer. Abend für Abend hielten wir mit immer geringerer Hoffnung nach ihm Ausschau; bis zum letzten Tag der Schußzeit. Das war ein Sonnabend, und so entschlossen wir uns, Davy und ich, einen Ausflug durch den

Von Erich Kästner

Wald und über einen Bach zu einem alten, verlassenem, verfallenen Steinhaus zu machen, das wir als Notgefechtsstand benutzten. Wir waren gerade am Bach angekommen und traten das Eis ein, um einen Schluck Wasser zu trinken, da packte Davy mich plötzlich bei der Schulter und streckte den Arm aus. Da war er, unser Snowy, in voller Lebensgröße und spring- lebendig, etwa fünfundzwanzig Yard flußauf, und schöpfte. Junge, wir waren so froh, daß wie ihn hätten umarmen und küssen mögen – bloß, daß er da schon weg war und flüchtig über die Steine abging und vom Bach weg, wie wenn er Flügel an den Läufen hätte.

Das war also der letzte Tag der Schußzeit, und Snowy war noch gesund und munter und herrschte im Walde. Wir hätten's uns ja denken können, daß Mr. Jeliffe nur aufschneit, als er behauptete, ihn getroffen zu haben. Mr. Jeliffe gab gern mit seinen Trophäen an, aber er war kein großer Schütze. Billy drückte das so aus: Er könnte so schlecht zielen, daß er nicht mal das Wasser trafe, wenn er aus dem Boot fallen würde.

An dem Abend, genau einen Monat nach dem Tag, als wir ihn zum erstenmal gesehen hatten, gingen wir wieder zur Wiese hoch, um zu sehen, ob Snowy uns noch mal besuchen käme. Der Mond hing wie ein großer weißer Ballon über unserem Kopf am Himmel. Wir hatten keinen Mais mehr ausgelegt, weil wir dachten, es wäre besser für Snowy, wenn wir ihn nicht aus dem Wald 'rauslockten. Aber jetzt hielten wir die Luft wieder für rein und versuchten's mit unserem alten Trick, eine Maisfährte zur Mitte der Wiese zu legen. Wenn es uns gelang, Snowy so weit zu bringen, daß er sich das Rauskommen angewöhnte, hatten wir jetzt Zeit, ihn zu zähmen. Nach einer Weile konnten wir ihn dahin bringen, daß er uns aus der Hand fraß. Er würde sich an uns gewöhnen und sich von uns umherführen lassen. Vielleicht konnten wir ihn so zahm kriegen, daß er in der Scheune schlief. Wär' das nicht was – den Kindern in der Schule unseren neuen Spielgefährten zu zeigen, einen weißen Vierzehner?! Wir würden so ziemlich die berühmtesten Kinder im ganzen Land werden, und die glücklichsten, denn wenn's Unglück bringt, einen weißen Hirsch zu schießen, dann muß es doch Glück bringen, einen vor dem Geschossenwerden zu retten und ein Haustier aus ihm zu machen.

Das flüsterten wir uns zu, Davy und ich, na, und da lausen mich doch sämtliche Affen: Snowy steckt seinen weißen Kopf aus dem Wald 'raus, genau wie beim erstenmal, er steckt seinen Kopf 'raus, guckt sich ganz bedächtig und vorsichtig und sorgfältig um und schiebt sich dann auf die Wiese 'raus und macht sich über den Mais her, genauso friedlich und arglos wie Hector, der Ziegenbock.

Wir beobachteten ihn und dachten, wie edel und großartig er aussah, da hörten wir hinter uns ein scharfes Flüstern: „Pschtstill, und haltet die Köpfe 'runter, Jungens.“ Mr. Jeliffe mit seiner verdammten Büchse, der hatte sich wie ein Indianer an uns 'rangeschlichen. Der Mond war für Snowy ein regelrechter Scheinwerfer, wir sahen, wie Mr. Jeliffe sein Gewehr hob und zielte.

Ich schrie: „Davy, Davy, jag ihn in 'n Wald!“ Davy und ich, wir rannten los, und Snowy ging ab, als ob sein Schwanz in Flammen stünde. Wir werden nie vergessen, wie hübsch er aussah, als er am Zaun langgraste, der unser Grundstück von Mr. Jeliffes trennte, näher und näher auf die dunklen Kiefern zu. Mr. Jeliffe konnte niemals ein Ziel treffen, das sich so schnell bewegte, aber wir liefen trotzdem weiter und schrien und wedelten mit den Armen. Jetzt war er fast im Wald, in der entferntesten Ecke unseres Grundstücks, nur ein paar Yard von den schützenden Bäumen entfernt, wo Mr. Jeliffe ihn nie kriegen würde. Er muß

eine Geschwindigkeit von fünfzig oder sechzig Meilen pro Stunde gehabt haben – und dann, einen furchtbaren Augenblick lang, bewegte er sich überhaupt nicht. Er brach durch das Zweig- und Teerpappendach unseres Klubhauses, in die vier Fuß tiefe Grube, die wir als geheimen Versammlungsplatz ausgehoben hatten. Wir liefen zum Loch und guckten 'rein und zitterten am ganzen Leibe und hatten ein scheußliches Gefühl. Snowy drosch auf dem Boden unseres Klubhauses 'rum. Wir sahen, wie er auf drei Beinen fast zum Stehen kam, und dann fiel er wieder um.

„Gottverdammich“, sagte ich. „Er hat sich's Bein gebrochen.“ Als er auf die Seite fiel und versuchte, wieder hochzukommen, da konnten wir sehen, wo sein linker Hinterlauf lose 'runterhing. Er guckte zu uns hoch, und wir hatten ihn noch nie so nahe gesehen, so nahe, daß wir ihn anfassen konnten. Seine Augen waren wild und so was wie flehend und furchtbar ängstlich und todestraurig.

Mr. Jeliffe kam hinter uns 'ran und guckte 'rein. „Na, Jungens, das sieht ja so aus, als hättet ihr 'n gefangen.“ Ich sagte zu Mr. Jeliffe: „Los, erschießen Sie ihn. Er hat sich 'n Bein gebrochen. Erschießen Sie ihn schnell.“

Es machte einen furchtbaren Krach. Davy und ich, wir wollten nicht hinsehen, aber schließlich konnten wir nicht anders. Wir mußten hingucken. Da lag er, unser Snowy, ganz weiß und still und schrecklich tot, am Boden unseres Klubhauses.

Mr. Jeliffe sagte: „Na, sieht aus, als würden wir alle einen Monat lang Wildbret essen.“

Wir sagten gar nichts. Wir standen nur da und dachten, was für ein Mann Mr. Jeliffe war und was für ein wunderbarer Anblick Snowy gewesen war, als er das erstmal sein Geweih zum Mond hob, mitten auf unserer Wiese.

Mr. Jeliffe sagte: „Sagt eurem Dad, mein Mann wird ihn aufhängen und für uns beide aufbrechen. Aber wenn ihr Jungens nichts dagehen habt, dann hätt' ich immer noch gern den Schädel für die Wand in meiner Bude.“

Davy, der solche Sachen schneller sagt als ich, sagte nur ein Wort. Es war das, wofür er jedesmal fünfzehn Cent bezahlen muß, wenn Dad es hört.

Mr. Jeliffe sagte: „Laßt die Finger von dem Stück, Jungens. Ich schick' meinen Mann 'rüber; der schafft's zurück.“

Davy und ich, wir sagten nichts. Wir wußten beide gleichzeitig, was wir zu tun hatten. Wir gingen zum Waldrand und brachen so viele Kiefernzweige ab, wie wir tragen konnten. Mit denen deckten wir Snowy zu, und dann holten wir eine zweite Ladung. Wir mußten schnell arbeiten, weil Jeliffes Mann jeden Augenblick kommen konnte. Während Davy dann weiter trockene Zweige und totes Holz auf die Kiefern schichtete, rannte ich zum Haus, um Streichhölzer zu holen. Als ich zurückkam, hatte Davy ganze Arbeit geleistet. Es war ein regelrechter Scheiterhaufen. Ich hielt ein Streichholz an die trockenen Äste, und die brannten wie Zunder. Wir gingen zurück und sahen zu, wie die Flammen hochschlugen.

Wenn Snowy wieder zu Staub und Asche geworden war, würden wir unser Klubhaus mit Erde auffüllen und sie so fest niederreten, daß der Tote Ruhe hatte vor Hunden und Bussarden und Mr. Jeliffe. Wir wollten ein Kreuz mit Snowys Namen aufrichten. Er war unser weißer Hirsch. Nie wieder würde Snowy auf unsere Weide kommen und sein Geweih wie eine Krönungskrone tragen. Aber, bei Gott, ebensowenig würde Mr. Jeliffe Snowys wundervollen weißen Kopf kriegen, um ihn an seiner Wand über dem Kamin aufzuhängen.

Politik ist von uns selber erlebte Geschichte, und in prägnanten Augenblicken empfinden wir dies nicht weniger, als es Goethe vor Valmy empfand. Als am 10. Mai 1933 die deutschen Studenten in allen Universitätsstädten unsere Bücher tonnenweise ins Feuer warfen, spürten wir: Hier vollzieht sich Politik, und hier ereignet sich Geschichte. Die Flammen dieser politischen Brandstiftung würden sich nicht löschen lassen. Sie würden weiterzüngeln, um sich fressen, auflodern und Deutschland, wenn nicht ganz Europa in verbrannte Erde verwandeln. Es würde so kommen und kam so. Es lag in der Unnatur der Sache.

Sie machten sich viel mit Fackeln und Feuer zu schaffen, jene Pyrotechniker der Macht. Es begann mit dem brennenden Reichstag und endete in der brennenden Reichskanzlei. Es begann mit Fackelzügen und endete mit Feuerbestattung. Zwischen dem Reichstagsbrand und der Bücherverbrennung, also zwischen dem 27. Februar und dem 10. Mai 1933, arbeiteten sie freilich ohne Streichhölzer und ohne Benzin. Sie sparten Pech und Schwefel. Es ging auch so. Der Feldmarschall und Reichspräsident kapituliert in der Potsdamer Garnisonskirche. Das geschah am 21. März. Zwei Tage später kapitulierten, mit Ausnahme der Sozialdemokratie, die Parteien in der Krolloper. Eine Woche später wurden die Länder „gleichgeschaltet“. Am 1. April wurde der Judenboykott inszeniert. Es war eine mißglückte Inszenierung, und man setzte das blutige Stück vorübergehend vom Spielplan ab. Am 7. April wurden die Gauleiter als Reichsstatthalter herausstaffiert. Am 2. Mai wurden die Gewerkschaften aufgelöst. Zwei Monate hatte man mit der seidenen Schnur gewinkt, und es ging wie am seidenen Schnürchen. Am 10. Mai aber brauchte man wieder Feuer. Für die Bücher.

Der kleine hinkende Teufel, nicht der von Le Sage, sondern der aus Rheydt im Rheinland, dieser mißratene Mensch und mißglückte Schriftsteller, hatte das Autodafé fehlerlos organisiert. Eine Münchner Zeitung schrieb am 5. Mai: „Die Hinrichtung des Ungeistes wird sich zur selben Stunde in allen Hochschulstädten Deutschlands vollziehen. In einer großen Staffeldreportage zwischen 11 und 12 Uhr nachts wird gleichzeitig der Deutschlandsender ihren Verlauf aus sechs Städten, darunter auch München, mitteilen. Schon einmal weithin deutsche Burschen öffentlich vor allem Volk einen Haufen Bücher dem Feuer. Das war vor nunmehr hundert Jahren auf der Wartburg, und die achtundzwanzig Schriften, die der Zorn der Flammen damals ergriff... waren Werke des Muckertums, der Knechts-gesinnung, von Bütteln, Spießern und Dreigroschenseelen im Sold der Herrschenden hingesudelt... Und heute steht abermals das Gericht über sie auf, und abermals schichtet der deutsche Bursch ihnen das Feuer der Vernichtung.“

Die Parallele zum Wartburgfest Anno 1817 zu ziehen, zur Verbrennung einiger preußischer Polizeivorschriften sowie etlicher Bände von Kotzebue und eines Autors namens Schmalz, der Vergleich eines Ulks mit der Verbrennung nicht des „deutschen Ungeistes“, sondern des deutschen Geistes, das war eine Frechheit ohne Beispiel. „Die Lüge hat ein kurzes Bein“, hieß es schon damals. Was hatten denn die Bücher von Heinrich Heine und Thomas Mann, von Döblin und Leonhard Frank, von Werfel und Wassermann, von Brecht und Renn, von Alfred Neumann und Polgar, von Stefan Zweig und Lernet-Holenia, von Heuß und Rathenau, von Siegmund Freud und Lindsay, die Übersetzungen der Bücher von Sinclair, Barbusse und Gorki, von Wells, Jack London, Dos Passos, Hasek, Hemingway und James Joyce mit Muckertum und Knechts-gesinnung und gar mit preußischen Polizeivorschriften zu tun? Die Zahl der Autoren, deren Bücher verbrannt wurden, geht in die Hunderte. Einige dieser Schriftsteller sitzen heute unter uns. Wir waren Spießern und Dreigroschenseelen?

Der Lügner wußte, wie infam er log. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, seinen Haß und Neid gescheiter zu artikulieren, und er hatte recht. Denn „der deutsche Bursch schichtete das Feuer der Vernichtung“, wie es so schön hieß, sowieso. In der Münchner Zeitung vom 5. Mai 1933 steht weiter: „Es mag einen tüchtigen Stoß geben, denn nicht nur die Studenten sind aufgefordert worden, ihre Bücherschränke zu sichten, sondern an die ganze Bevölkerung ging der Ruf, und vor allem aus den Leih- und Volksbüchereien erwartet man kräftigen Zuzug. Und darum stehen heute schon Lastwagen bei der Studentenschaft gerüstet, und sie hat sich für das Werk der Zerstörung sogar schon mit einer pyrotechnischen Firma in Verbindung gesetzt. Am Nachmittag soll der Stapel schon aufgebaut werden. Eine gute Stunde lang dürften die Flammen wohl Nahrung finden.“ Eine gute Stunde lang! Es war für Deutschland und die Welt keine gute Stunde.

Die Feuer brannten. Auf dem Opernplatz in Berlin. Auf dem Königplatz in München. Auf dem Schloßplatz in Breslau. Vor



# dann verbrannte Menschen



der Bismarcksäule in Dresden. Auf dem Römerberg in Frankfurt. Sie loderten in jeder deutschen Universitätsstadt. Die Studenten hielten in brauner Uniform die Ehrenwache. Die Sturmriemen unterm akademischen Kinn. In Berlin hatten sie sich vor der Universität und der Bibliothek aufgebaut, sahen zum Scheiterhaufen hinüber und kehrten ihrer „Alma mater“ den Rücken. Und den Standbildern der Brüder Humboldt am Haupttor. Sie blickten zackig geradeaus, die Studenten. Hinüber zum Brandmal, wo der kleine „Teufel aus der Schachtel“ schrie und gestikuliert und wo die Kommilitonen die Bücher zentrierweise ins Feuer schippten. Meine Damen und Herren, ich habe gefährlicheres erlebt, tödlicheres – aber gemeineres nicht!

„Ein Revolutionär muß alles können!“ brüllte der personifizierte Minderwertigkeitskomplex aus Rheydt. „Er muß ebenso groß sein im Niederreißen der Unwerte wie im Aufbauen der Werte.“ Und die Frankfurter Zeitung vom 11. Mai berichtet: „Niemals, so meinte er, hätten junge Männer so wie jetzt das Recht, mit Ullrich von Hutten auszurufen: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! es ist eine Lust zu leben!“

Was hatte, vom abscheulichen Schauspiel abgesehen, an diesem Abend stattgefunden? Hatte, diesmal auch, der dämonische Gefreite und Obdachlose aus Braunau am Inn gebrüllt? Nein. Hatten seine Marodeure und sein Pöbel die Bücher ins Feuer geworfen? Nein. Viel Schrecklicheres, etwas Unausdenkbares war geschehen: Ein Doktor der Philosophie, ein Schüler Gundlofs, hatte die deutschen Studenten aufgefordert, höchstselbst den deutschen Geist zu verbrennen. Es war Mord und Selbstmord in einem. Das geistige Deutschland brachte sich und den deutschen Geist um, und der Arrangeur, auch und er gerade er, war, wie er das zu formulieren pflegte, ein Arbeiter der „Stirn“. Es war nicht nur Mord und nicht nur Selbstmord, es war Mord als Inzest, es war, mathematisch gesagt, Massenmord und Selbstmord hoch drei.

Nun blieb zu tun nichts mehr übrig. Dieses „Nichts nichtete“ dann, im November des gleichen Jahres, in seiner Rektoratsrede vor den Freiburger Studenten „der größte deutsche Philosoph unseres Jahrhunderts“, auch er der Schüler eines jüdischen Gelehrten, als er sagte: „Nicht Lehrsätze und ‚Ideen‘ seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige Wirklichkeit und ihr Gesetz.“ Ob der bedeutende Mann, als er „euer Sein“ sagte, Sein mit i oder mit y ausgesprochen hat, weiß ich nicht. Möge er der größte Philosoph unseres glorreichen Jahrhunderts sein oder seyn und bleiben! Ich glaube und ich hoffe, daß ihm, eines Tages im Pantheon, Sokrates und Seneca, Spinoza und Kant nicht die Hand geben werden.

An dieser Stelle möchte ich einem anderen Philosophen meine ehrliche Bewunderung und Verehrung zollen: Eduard Spranger, einem meiner Leipziger Lehrer, das wird er nicht mehr wissen, unserem PEN-Mitglied und, das wissen wir alle, einem aufrechten Mann. Er trat demonstrativ von seiner Berliner Professur zurück und begründete diesen Rücktritt sogar vor einer Pressekonferenz. Auch Alfred Webers, des eben verstorbenen Nestors unseres PEN-Zentrums, dürfen wir an dieser Stelle, trauernd und respektvoll, gedenken.

Doch das Ehrgefühl und der Widerstand im Detail nützten nichts. Auch die Selbstmorde und die Emigration von Professoren konnten nichts helfen. Der perverse Coup war geclückt. Man hatte sich an sich selber verraten. Der neue Judas hatte etwas Unmögliches zuwege gebracht: Er hatte, vor den Augen der Menge und der ausgesandten Häscher, sich selbst geküßt. Meine Damen und Herren, eine Gedenkstunde soll eine Gedächtnisübung sein, und noch etwas mehr. Was hülfe es, wenn sie nur der Erinnerung an arge Zeiten dienten, nicht aber der Erinnerung an unser eigenes Verhalten? Das heißt, hier und jetzt, für mich nicht mehr und nicht weniger: an mein Verhalten? Ich bin nur ein Beispiel neben anderen Beispielen. Doch da ich mich etwas besser als andere kenne, muß in meiner Rede nun ein wenig von mir die Rede sein.

Ich habe mich, damals schon und seitdem manches Mal gefragt: „Warum hast du am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz in Berlin nicht widersprochen? Hättest du, als der abgefeimte Kerl eure und auch deinen Namen in die Mikrophone brüllte, nicht zurückschreien sollen?“ Daß ich dann heute nicht hier stünde, darum geht es jetzt nicht. Nicht einmal, daß es zwecklos gewesen wäre, steht zur Debatte. Helden und Märtyrer stellen solche Fragen nicht. Als wir Carl von Ossietzky baten, bei Nacht und Nebel über die Grenze zu gehen – es war alles vorbereitet –, sagte er nach kurzem Nachdenken: „Es ist für sie unbequem, wenn ich bleibe“, und er blieb. Als man den Schauspieler Hans Otto, meinen Klassenkameraden, in der Prinz-Albrecht-Straße schon halb totgeschlagen hatte, sagte er, bevor ihn die Mörder aus dem Fenster in den Hof warfen, blutüberströmten Gesichts: „Das ist meine schönste Rolle.“ Er war, nicht nur auf der Bühne am Gendarmenmarkt, der jugendliche Held. Gedenken wir dieser beiden Männer in Ehrfurcht! Und fragen wir uns, ob wir es ihnen gleichgetan hätten! Als ich in jener Zeit, anlässlich der Amateurboxmeisterschaften, im Berliner Sportpalast saß und als zu meiner Überraschung bei jeder Sieger-Ehrung die Besucher aufstanden, den Arm hoben und die beiden Lieder sangen, blieb ich als einziger sitzen und schwieg. Hunderte schauten mich drohend und lauernd an. Nach jedem Boxkampf wurde das Interesse an mir größer. Trotzdem lief dieses Nebengefecht des Abends, zwi-

schen dem Sportpalast und mir, glimpflich ab. Es endete unentschieden. Was ich getan, genauer, was ich nicht getan hatte, war beileibe keine Heldentat gewesen. Ich hatte mich nur geküßt. Ich war nur passiv geblieben. Auch damals und sogar damals, als unsere Bücher brannten.

Ich hatte angesichts des Scheiterhaufens nicht aufgeschrien. Ich hatte nicht mit der Faust gedroht. Ich hatte sie nur in der Tasche geballt. Warum erzähle ich das? Warum mische ich mich unter die Bekenner? Weil, immer wenn von der Vergangenheit gesprochen wird, auch von der Zukunft die Rede ist. Weil keiner unter uns und überhaupt niemand die Mutfrage beantworten kann, bevor die Zumutung an ihn herantritt. Keiner weiß, ob er aus dem Stoffe gemacht ist, aus dem der entscheidende Augenblick Helden formt. Kein Volk und keine Elite darf die Hände in den Schoß legen und darauf hoffen, daß im Ernstfall, im ernstesten Falle, genügend Helden zur Stelle sein werden.

Und auch wenn sie sich zu Worte und zur Tat meldeten, die Einzelhelden zu Tausenden – sie kämen zu spät. Im modernen undemokratischen Staat wird der Held zum Anachronismus. Der Held ohne Mikrophone und ohne Zeitungsecho wird zum tragischen Hanswurst. Seine menschliche Größe, so unbezweifelbar sie sein mag, hat keine politischen Folgen. Er wird zum Märtyrer. Er stirbt offiziell an Lungenentzündung. Er wird zur namenlosen Todesanzeige.

Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muß den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf: Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat.

Das ist die Lehre, das ist das Fazit dessen, was uns 1933 widerfuhr. Das ist der Schluß, den wir aus unseren Erfahrungen ziehen müssen, und es ist der Schluß meiner Rede. Drohende Diktatoren lassen sich nur bekämpfen, ehe sie die Macht übernommen haben. Es ist eine Angelegenheit des Terminkalenders, nicht des Herolds. Als Ovid sein „Principiis obsta“ niederschrieb, als er ausrief: „Bekämpfe den Beginn!“ dachte er an freundlichere Gegenstände. Und auch als er fortfuhr: „Serio medicina paratur!“ also etwa „Später helfen keine Salben!“ dachte er nicht an Politik und Diktatur. Trotzdem gilt seine Mahnung in jedem und auch in unserem Falle. Trotzdem gilt sie auch hier und heute. Trotzdem gilt sie immer und überall.

Aus der Rede, die Erich Kästner am 10. Mai 1953 hielt

# Eskimos sind teure Bürger

Reportage von Paul Almasy-Bavaria



**E**in Eskimo, der schon seit Tagen mit leerem Magen auf der Jagd ist, erblickt plötzlich in der vereisten Tundra einen Polarbären. „Heute werde ich nun endlich wieder einmal essen!“ – sagt er sich. Im gleichen Augenblick erblickt der Polarbär den Eskimo: „Heute werde ich endlich wieder einmal essen!“ – denkt er. Diese Anekdote hatte jahrelang Kurs im Hohen Norden, wo während der langen Wintermonate Menschen und Tiere mit dem Hunger zu kämpfen haben. Sie dienen sich gegenseitig als

Nahrung, und die Jagd, die sie aufeinander veranstalten, führt zu unzähligen Tragödien. Erst vor einigen Jahren fiel ein ganzer Eskimostamm, mehr als 400 Personen, dem Hungertod zum Opfer. Die Jäger fanden zwei Wochen lang keine Beute, da schickte man zwei Männer auf einem Hundeschlitten zu den nächstgelegenen Verwaltungsposten und bat um Hilfe. Die SOS-Rufe des mit dem Hunger kämpfenden Stammes wurden zwar sofort durch Rundfunk nach dem Süden durchgegeben, aber die

zwei mit Gefrierfleisch, Mehl und Konservenmilch beladenen Flugzeuge wurden durch einen furchterlichen Schneesturm zur Rückkehr gezwungen. Als der Sturm sich endlich gelegt hatte, war es für die Rettungsaktion schon zu spät.

Um solchen tragischen Fällen vorzubeugen, hat die kanadische Regierung die Zucht von Rentierherden beschlossen. Diese Rentierstationen werden vom Staat verwaltet, und das Fleisch wird zu niedrigen Preisen an die Eski-

mobevölkerung abgegeben. Alle Dörfer, auch in den entlegensten Polarinseln, werden den ganzen Winter hindurch per Flugzeug mit Lebensmitteln versorgt.

**Fortsetzung übernächste Seite**



Seit einigen Jahren gehen alle Eskimokinder regelmäßig zur Schule. Die Organisation des Unterrichtswesens im Hohen Norden kostet dem kanadischen Staat sehr viel Geld, aber es darf keine Diskrimination zwischen den Eskimos und den anderen Bürgern des Landes gemacht werden, der Staat muß für die Schulbildung der Eskimos ohne Rücksicht auf die Unkosten sorgen. Das Bild zeigt den Schulsaal im Dorf Tutoyaktuk. Die Ortschaft zählt 800 Einwohner, darunter 160 schulpflichtige Kinder.



Die Hauptbeschäftigung der Eskimos ist immer noch Fischfang und Jagd. Die Jagd auf Pelztiere ist eine ertragreiche Beschäftigung, und der Jäger, der Glück hat, kann im Laufe der Jahre ein ganzes Vermögen verdienen.



Um in der Zukunft die Tragödien der Hungersnot, die früher in den Wintermonaten bei den Eskimos zahlreiche Opfer forderte, zu vermeiden, ließ die kanadische Regierung in den letzten Jahren sogenannte Rentier-Stationen errichten. Hier werden Rentierherden gezüchtet, um die Eskimos auch im Winter mit Fleisch versorgen zu können. Flugzeuge bringen das Fleisch bis in die entlegensten Eskimosiedlungen.

Dieses Eskimo-Mädchen ist eine ausgebildete Stenotypistin und Sekretärin. In den nördlichen Ortschaften des Landes beschäftigen die kanadischen Behörden mehr und mehr Eskimos in den verschiedenen Verwaltungsämtern.

Der Lebensstandard der Eskimos hat sich seit Ende des zweiten Weltkrieges außerordentlich entwickelt. Nur ganz wenige Nomadenfamilien wohnen noch in Iglus. Mit Hilfe der Regierung und einigen großen Unternehmen können sich heute die Eskimofamilien hübsche, solide Holzhäuser bauen. Die so entstandenen neuen Eskimodörfer und Siedlungen haben das Landschaftsbild des Hohen Nordens und der Polargebiete stark verändert.



Küche einer Eskimofamilie in einer entlegenen kleinen Siedlung.

Die Zahl der Eskimos, die auf kanadischem Hoheitsgebiet leben, wird auf etwa 19500 geschätzt. Die meisten haben das frühere Nomadenleben aufgegeben, und von der Baffin-Insel bis zur Grenze von Alaska sind überall kleine Eskimosiedlungen entstanden. Diese 19500 Bürger, die selbst so gut wie keine Steuern zahlen (ihr Einkommen ist zu niedrig), kosten dem kanadischen Staat jährlich 40 Millionen Dollar (!) an Sonderausgaben. Nicht nur der Schutz vor dem Hungertod stellt die verantwortlichen Behörden vor schwere Probleme, auch auf dem Gebiet des Gesundheits- und Erziehungswesens muß der Staat für die Eskimos große Opfer bringen.

Bis vor wenigen Jahren konnten die Eskimos während den Wintermonaten mit keinerlei ärztlicher Hilfe rechnen. Jedes Jahr starben viele Hunderte an Krankheiten, Unfällen usw., die man in einem Spital ohne Schwierigkeiten hätte heilen können. In letzter Zeit wurden mit großem Kostenaufwand zahlreiche Sanitätsposten im Hohen Norden errichtet, die durch geschulte Krankenpfleger verwaltet werden und das ganze Jahr hindurch in Betrieb sind. Selbstverständlich reichen die Mittel, über die diese Sanitätsposten verfügen, bei schweren Fällen nicht aus. Für solche Fälle sind Flugambulanz vorgesehen, deren Netz das gesamte Gebiet von Nordkanada – etwa 5 Millionen Quadratkilometer – umfaßt. Wenn es sich um große Entfernungen handelt, so kostet der kanadischen Regierung ein einziger Ambulanzflug 5000–6000 Dollar! Nicht nur dieser teure Ambulanzdienst, sondern auch die gesamte Verpflegung im Spital, Operationen usw. sind kostenlos, die Eskimos könnten ja für derartige Spesen gar nicht aufkommen. Der Unterricht der Eskimokinder ist ebenfalls mit hohen Spesen verbunden, die sich mit dem Erziehungsbudget keines anderen Landes vergleichen lassen. In einigen wenigen größeren Eskimodörfern wurden im Laufe der letzten Jahre eigene Dorfschulen errichtet, für die kleineren Dörfer und Siedlungen mußte man



jedoch eine andere Lösung finden. In drei Städten wurden Pensionate errichtet, mit Schulunterricht für Kinder von 6 bis 18 Jahren, sowohl für Buben wie auch für Mädchen. Die Kinder werden zu Beginn des Schuljahres per Flugzeug in den Eskimosiedlungen abgeholt und am Ende des Schuljahres, nach dem Examen, wieder zu ihren Familien zurücktransportiert. Nicht nur der Unterricht, sondern auch die ganze Verpflegung der Kinder während des Schuljahres ist kostenlos. Sie bekommen sogar unentgeltlich ihre Kleidung.

Auch auf dem Gebiet des Transportwesens will der kanadische Staat die Eskimos nicht als Stiefkinder behandeln. Mit großem Kostenaufwand werden das ganze Jahr hindurch Fluglinien in Betrieb gehalten, die alle größeren Ortschaften des Hohen Nordens mit den südlichen Städten verbinden.

Es handelt sich in allen erwähnten Fällen nicht nur um große finanzielle Opfer seitens des kanadischen Volkes, sondern auch um bewunderungswürdige menschliche Leistungen. Um diese richtig schätzen zu können, muß gesagt werden, daß in den von Eskimos besiedelten Gebieten von Oktober bis März Temperaturen von 30 bis 40 Grad unter Null keine Seltenheit sind.

Jedem drängt sich natürlich die Frage auf: „Warum versucht man nicht einfach, die Eskimos nach dem Süden überzusiedeln?“ Es wäre sicher nicht schwer für eine so kleine ethnische Gruppe – nur 19500 Personen, Kinder inbegriffen –, in den weiten und reichen südlichen Gebieten Kanadas neue Existenzmöglichkeiten zu schaffen. Man hat selbstverständlich auch in Ottawa an diese Lösung gedacht, aber eine Untersuchung ergab, daß die Eskimos ihre Heimat im Hohen Norden unter keinen Umständen verlassen wollen. Trotz der äußerst schweren Lebensverhältnisse, die die Natur ihnen dort aufzwingt, möchten sie die vereiste Tundra mit dem üppigen Ackerland rings um Winnipeg um keinen Preis vertauschen.

# Platz der Besinnung

Ludwig Rosenberg, 1. Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, zu den Ruhrfestspielen 1963

**F**abriken und Zechen, Büros und komplizierte Rechenzentren, Wunder der Technik und staunenswerte Errungenschaften der Zivilisation umgeben uns. Es gibt, so scheint es, nichts, was wir nicht schaffen könnten, wir erobern das Weltall, wir sind der Schöpfung auf der Spur – wir, die Erben des Prometheus, in einer sich ständig wandelnden, wundervollen Welt. Die Wunder um uns nehmen unseren Sinn gefangen, sie erfüllen uns mit Stolz und Erstaunen, mit Hoffnungen und Befürchtungen. Und inmitten dieser großartigen Beweise menschlichen Könnens und menschlicher Möglichkeiten erfaßt uns dennoch ein Gefühl der inneren Unruhe, der Unsicherheit, der Unbeständigkeit. Wissen wir um das Woher und das Wohin all unseren Tuns? Haben wir Maßstäbe, nach denen sich all das um uns richtet? Hat das alles einen Sinn und – welchen?

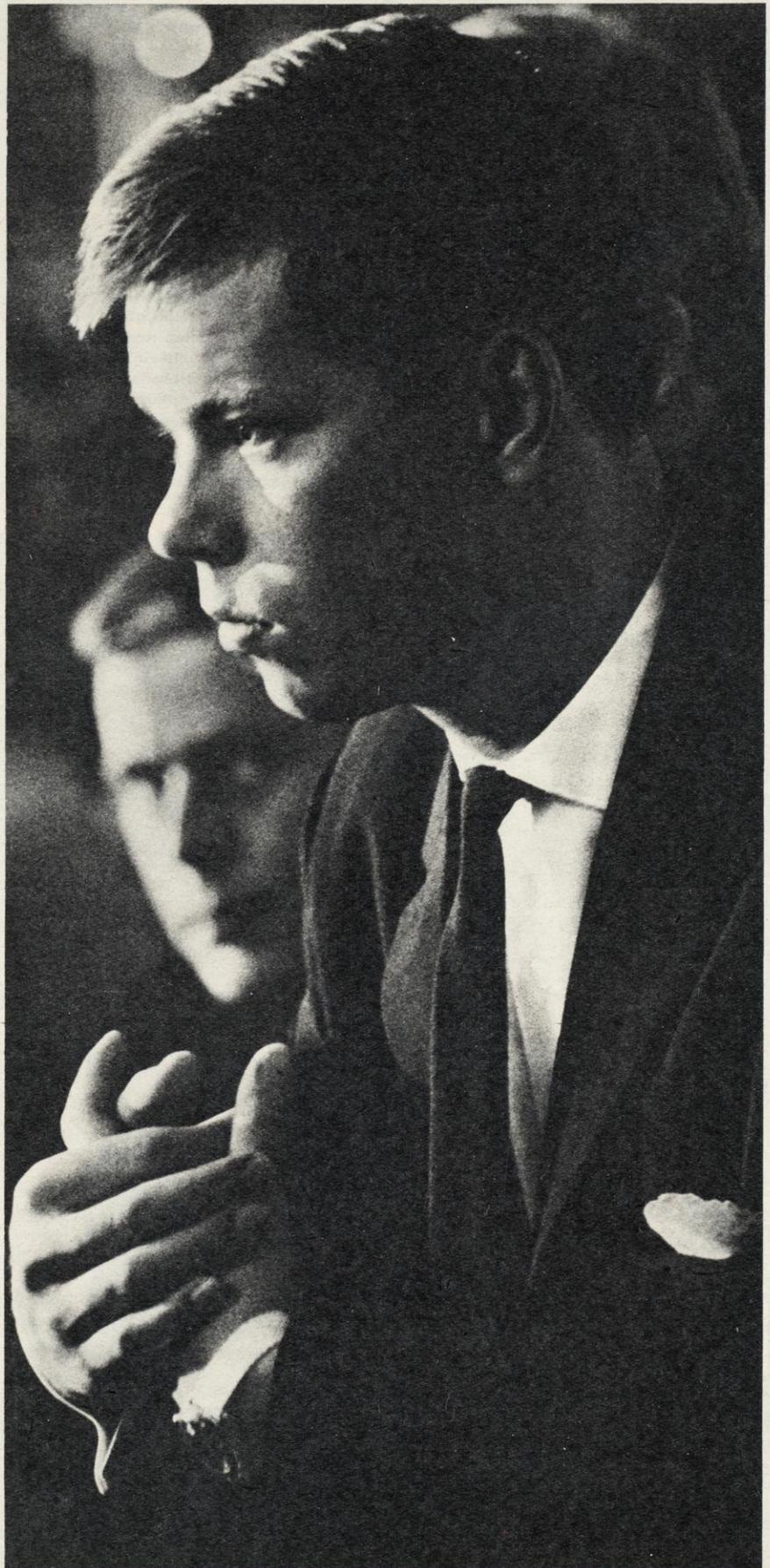
Wo ist die Kraft, die uns in dieser turbulenten Welt der ständig sich steigernden technischen Möglichkeiten leitet, wo das Gesetz, dem wir all unser Tun einordnen? Ist der hervorragende Fachmann, der Forscher, der Techniker, der Facharbeiter wirklich Ziel und Ende unseres Strebens, ist da nicht ständig lauende Gefahr der technisch vollendeten Barbarei, des sich immer steigernden geistigen Banausentums?

Wer hätte sich nicht diese Fragen gestellt in einer Welt, in der immer mehr die Werte, die man um sich aufbaut, den Wert und Inhalt des Lebens zu bestimmen scheinen. Wer hätte nicht schon einmal die Leere empfunden, die noch so großer materieller Wohlstand hinterlassen muß, wenn sonst nichts ist?

Daß ein Mensch und ein Volk sich selbst behaupten, daß seine Existenz, sein Dasein einen Sinn und Inhalt, eine wahre Befriedigung gewinnt, dazu gehört mehr als technisches Gerät und wirtschaftliche und soziale Sicherheit. Sie alle sind Voraussetzungen, unentbehrliche, unabdingbare Voraussetzungen – aber nicht mehr. Mensch sein heißt nicht nur arbeiten, essen, leben, Mensch sein heißt in sich selbst, in seinem Volk, in der Gesellschaft und der Welt ethische Werte schaffen und besitzen, die dem Leben Maß, Ziel, Sinn und unveränderliche Richtung geben. Erst dann gewinnt das Zivilisatorische um uns herum einen wirklichen Wert. Nur dann wird es Mittel und Instrument zum Menschentum und zur Menschlichkeit. Nicht ohne Grund ist allen unmenschlichen Systemen, allen Diktaturen, wahre Kultur ein Greuel, wahre Bildung eine zu bekämpfende Gefahr, wahrer Geist ein Schrecken. Was sie als Kultur ausgeben, ist Schulung, Training, einseitige Einengung des Geistigen.

Geistige Freiheit – die Voraussetzung jeder wirklichen Kultur – müssen sie fürchten, das Ewig-Faustische im Menschen, sein Suchen, sein Träumen, sein Drängen zum Idealen, zur Vervollkommnung seiner selbst – jede Diktatur muß es unterdrücken und durch Surrogatvorstellungen verdrängen. Das Menschentum wird abgetötet, verleugnet, umgelogen und ersetzt durch den Roboter im Denken, im Glauben und im Tun.

Die wahrhaft tiefste Auseinandersetzung in unserer Zeit geht um diese Entscheidung. Es geht darum, ob Menschentum verstanden werden soll als die mit den Mitteln technischer Vollkommenheit



Fotos: Hans Rudolf

erreichbare Mechanisierung menschlichen Geistes, oder ob sie bedeutet ständiges Streben zur Vervollkommnung der unerschöpflichen und unvorausehbaren geistigen Kräfte und Werte menschlichen Geistes, es geht darum, ob der Sinn des Lebens im technischen Wunderwerk und seiner sachgemäßen Bedienung besteht oder darin, den Menschen freier, glücklicher, der Wunder seiner Möglichkeiten und Erkenntnisse ewiger Werte bewußter zu machen, daß er menschlicher, würdiger werde und daß Technik und Materie in den Dienst höherer Aufgaben gestellt seien.

In den Augen allzu vieler Menschen gelten die Gewerkschaften als Institutionen, die sich dem materiellen Fortschritt verschrieben haben und in ihm Ziel und Sinn ihres Tuns sehen. Und es mag naheliegend sein, zu diesem Schluß zu kommen, da sie sich zwangsläufig vor allem dieser Aufgabe widmen müssen. Denn noch sind nicht ausreichend die Voraussetzungen geschaffen, die die äußere und innere Freiheit gewährleisten, der kulturellen Aufgabe überall die Basis zu geben. Wäre aber nur die materielle Besserstellung der Menschen unser Ziel – wie armselig würde unser Tun sein –, es wäre in Wirklichkeit kein sinnvolles Ziel, denn zu existieren kann nicht Sinn des Lebens sein.

Mehr als öffentlich bekannt, widmen sich die Gewerkschaften gerade dieser Aufgabe, tatsächlich ist all ihr Tun auf dieses Ziel gerichtet. Die Aufgabe, den Menschen menschlicher, die Gesellschaft menschenwürdiger, die individuelle und kollektive Freiheit sicherer und fruchtbarer zu gestalten – das ist Sinn ihrer Arbeit.

Schöpferisch denken und gestalten können, Träumen und Idealen zustreben können, dem Schönen und Edlen verbunden sein, um Schönes und Edles tun zu können, das ist die Sehnsucht und das Ziel derer, die ihr Leben und ihre Arbeit in den Dienst einer Bewegung stellen, die eben darum mehr ist als ein wirtschaftlicher oder sozialpolitischer Interessenverband, die eine Bewegung ist, die die Menschen bewegen will, weil sie bewegt ist von unsterblicher Sehnsucht und unsterblichem Drang zu wahren Menschentum.

Die Kunst und das Kunstwerk als großartigster Ausdruck dieser Sehnsucht, die moralische und ethische Kraft der Aussage des schöpferischen, mit sich und dem Unerfaßbaren ringenden Menschen, als Mittel der Erbauung, der Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung, der Erkenntnis schlechthin: Das ist der Grund, weshalb wir uns mit Freude und Kraft der großen Bildungsaufgabe widmen, die auch und besonders in den Ruhrfestspielen ihren Ausdruck findet. Und die Furcht vor der nur technisch beherrschten Welt, der Überschätzung des nur Materiellen, die Gefahr des Robotertums heißt uns diese Festspiele immer wieder dort veranstalten, wo sie glücklicher Zufall einst gründete: im Ruhrgebiet, dort wo die Technik Landschaft und Menschen ihr Gesicht aufprägt. Inmitten der Wunderwerke der Zivilisation, dort, wo sich täglich und stündlich das Ergebnis von fachlichem Können, zielstrebigem Schulung und materieller Leistung offenbart – dort ist der Raum, wo wahre Bildung den Menschen davor bewahrt, sein eigenes Bild und das Bild seiner Umwelt im Gewirr der Maschinen und Geräte zu verlieren.

Dort ist der Platz zur Besinnung zu sich selbst, zur Besinnung über den Sinn des Lebens, zur Bildung des eigenen Ichs und zur Freiheit seines Seins und Bewußtseins.

So Alte, so Junge, sind alle geladen . . .  
Erscheinen die Freunde, so oft und so viel,  
sie heißen willkommen!  
Wir ändern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,  
und jedermann hat sich das Seine genommen.  
Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,  
sich als Gemeingut, wie heilende Quellen,  
dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust  
beleben der Menge bewegliche Brust;  
so Alte, so Junge, sind alle geladen  
in unserem Äther sich munter zu baden.  
Ein Trauernder komme, da fühlt er sich froh,  
erheitert ein Sorgender; jeglicher so,  
wie's immer dem einen, dem anderen entspricht,  
zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.  
Goethe



## junges forum '63

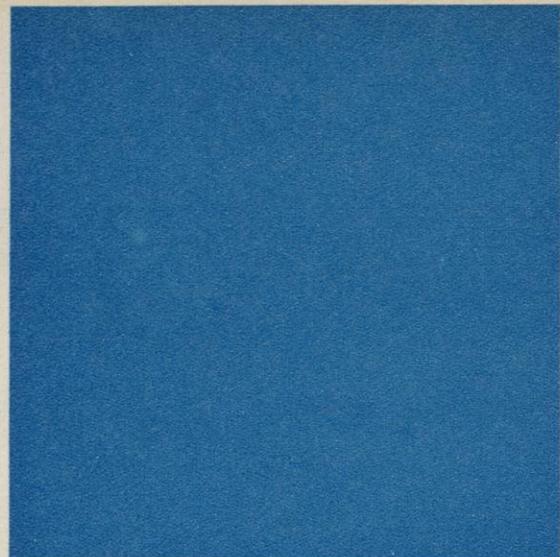
Die industrielle Arbeitswelt zwingt den Menschen unserer Zeit zu einer neuen Art von Nüchternheit und Sachlichkeit. Der moderne Arbeitsprozeß, gestützt auf eine fortgeschrittene Arbeitsteilung und Spezialisierung in Wissenschaft und Technik, verlangt von ihm eine immer stärkere Hinwendung zur Sache unter gleichzeitiger Ausschaltung des Persönlichen. Ob die Arbeit nun vorwiegend geistig-theoretischer oder technisch-praktischer Natur ist, in beiden Fällen kann sich der Mensch nur noch mit einem Teil des Ganzen befassen.

Viele Kritiker erblicken gerade in dieser Art versachlichter Lebensbewältigung die Ursache einer wachsenden Sinnentleerung des menschlichen Lebens. Eine mögliche Gefahr zu sehen, heißt jedoch, sogleich auch das Rettende und Heilende ins Auge zu fassen.

Wo das nicht geschieht, dort muß einfach übersehen werden, daß der Mensch fortwährend in einer inneren Spannung lebt. Während der eine Pol der Lebenswirklichkeit im praktischen Tun und Handeln, in der versachlichten Arbeit, besteht, ist der andere durch die Hinwendung zu den Fragen nach dem Sinn der eigenen Existenz und des menschlichen Lebens überhaupt, durch die Bemühungen um das Verständnis der modernen Welt und der menschlichen Gesellschaft und durch jeden Schritt zur Erhellung des menschlichen Bewußtseins gekennzeichnet.

„junges forum '63“ will durch die Begegnung mit der Kunst – mit dem Theater, der Literatur und der Musik, mit der Malerei und Plastik ebenso wie durch eigene Darstellung und eigenes Tun, durch Gespräche und Diskussionen – besonders junge Menschen zur Auseinandersetzung mit den Fragen unserer Zeit bewegen. Der junge Mensch soll sich selbst in seiner vollen Lebenswirklichkeit begreifen – dort in der Hinwendung zur sachgerechten Arbeit und hier in der Hinwendung zu den Grundfragen unserer Zeit.

Fotos: Hans Rudolf



## Das Programm

### Ausstellung der Ruhrfestspiele Gesammelt im Ruhrgebiet

Kunstwerke aus drei Jahrtausenden  
Leitung: Thomas Grochowiak  
Eine Dokumentation der öffentlichen und privaten Sammel-  
tätigkeit im Industriegebiet mit Meisterwerken von der Antike  
bis zur Gegenwart. Die Ausstellung wird in der Kunsthalle  
gegenüber dem Hauptbahnhof gezeigt. Sie ist täglich geöffnet  
von 10 bis 19 Uhr (auch an Sonn- und Feiertagen). Führungen  
von Gruppen nach vorheriger Anmeldung.

### Ausstellung der Ruhrfestspiele Laienkunst im Ruhrgebiet

Eine Auswahl von Bildern und Skulpturen, die von Werk-  
tätigen in ihrer Freizeit geschaffen worden sind. Die Aus-  
stellung wird in der Zeit vom 24. Mai bis 16. Juli im Rathaus der  
Stadt Recklinghausen, am Kaiserwall, gezeigt.  
Sie ist täglich geöffnet von 10 bis 18 Uhr  
(auch an Sonn- und Feiertagen). Eintritt frei

### Sinfonie-Konzerte

im Städtischen Saalbau Beginn 19 Uhr  
Di 21. 5. 1. Konzert: Capella Coloniensis,  
Westdeutscher Rundfunk Köln  
Leitung: Eigel Kruttge  
Mi 5. 6. 2. Konzert: Sinfonie-Orchester der Stadt Bochum  
Leitung: Franz Paul Decker  
Di 11. 6. 3. Konzert: Westfälisches Sinfonie-Orchester  
Recklinghausen  
Leitung: Hubert Reichert  
Sa 15. 6. 4. Konzert: Westfälisches Sinfonie-Orchester  
Recklinghausen  
Leitung: Hubert Reichert  
Di 16. 7. 5. Konzert: Philharmonia Hungarica Marl  
Leitung: Miltiades Caridis

### Ensemble der Ruhrfestspiele

**Kabale und Liebe** Friedrich Schiller  
Inszenierung und Bühnenbild: Willi Schmidt  
Gisela Fritsch, Liselotte Rau, Rosel Schaefer, Edith Schultze-  
Westrum, Friedel Bauschulte, Helmut Griem, Hans Hessling,  
Bruno Hübner, Hannes Messemer, Hans Nielsen

### junges forum '63

#### Ruhrfestspiel-Seminare

In Zusammenhang mit den Aufführungen „Kabale und Liebe“  
von Friedrich Schiller finden 9 Seminare statt.  
Folgende Themen werden behandelt:  
„Das Ringen um Menschenwürde, Staatsbürgerschaft und  
soziale Gleichberechtigung zur Zeit Schillers“,  
„Schillers Kabale und Liebe, eine Herausforderung an unsere  
Zeit?“,  
„Wie entstand die Festspielinszenierung? Ein Blick in die  
Arbeit des Regisseurs Prof. Willi Schmidt“.  
Den Abschluß der Seminare bildet jeweils ein Besuch der  
Aufführung von „Kabale und Liebe“ im Städtischen Saalbau.  
1.—3. Seminar vom 18. 5. bis 21. 5. 1963  
4.—6. Seminar vom 21. 5. bis 24. 5. 1963  
7.—9. Seminar vom 25. 5. bis 28. 5. 1963  
Sonderprospekte auf Anforderung

### Schauspielhaus Bochum

Generalintendant Hans Schalla  
**Kean oder Unordnung und Genie** Jean Paul Sartre  
Übersetzung: Marianne Wentzel  
Inszenierung: Hans Schalla  
Bühnenbild: Max Fritzsche  
Kostüme: Therese van Treeck  
Ensemble des Schauspielhauses Bochum

### Wuppertaler Bühnen

Generalintendant Dr. Grischa Barfuß  
**Der Pflug und die Sterne** Sean O'Casey  
Übersetzung: Georg Goyert  
Inszenierung: Gert Omar Leutner  
Bühnenbild und Kostüme: Hermann Soherr

### Freie Volksbühne Berlin

Intendant Erwin Piscator  
**Robespierre** Romain Rolland  
Übersetzung: Felix Gasbarra  
Inszenierung und Bearbeitung: Erwin Piscator  
Bühnenbild: Hans-Ulrich Schmückle  
Musik: Boris Blacher

### Düsseldorfer Schauspielhaus

Generalintendant Karl Heinz Stroux  
**Heinrich IV.** William Shakespeare  
Inszenierung: Karl Heinz Stroux

### Bühnen der Stadt Essen

Generalintendant Dr. Erich Schumacher  
**Das Buch von Christoph Columbus** Paul Claudel  
Übersetzung: Edwin Maria Landau  
Musik: Darius Milhaud  
Inszenierung: Jean-Louis Barrault  
Bühnenbild: Max Ingrand  
Kostüme: Marie-Hélène Dasté  
Musikalische Leitung: Hans Martin Rabenstein

### Bühnen der Stadt Köln

Generalintendant Prof. Oscar Fritz Schuh  
**Der Schatten** Jewgeni Schwarz  
Übersetzung: Ina Tinzmann  
Inszenierung: Rudolf Steinboeck  
Bühnenbild und Kostüme: Fritz Butz  
Ensemble der Bühnen der Stadt Köln

### junges forum '63

**Podiumsdiskussion „Diese Welt – unsere Welt?“**  
Diskussionsleitung: Rüdiger Proske

### Einführungsvorträge:

„Die Welt der Politik“ Dr. Werner Thönnessen  
„Die moderne Arbeitswelt“ Karl-Heinz Sohn  
„Die Welt der Erziehung und Bildung“ Dr. Heinrich Abel  
Gesprächsteilnehmer am Runden Tisch:  
Edmund Duda, Alfred Prezewowski, Dr. Harry Pross, Roland  
H. Wiegenstein, Hans-Jürgen Wischniewski u. a.

### junges forum '63

#### Autoren lesen

Einführung: Roland H. Wiegenstein

#### Es lesen:

Günter Grass, Alexander Kluge

### Norddeutscher Rundfunk

#### Jazz-Workshop

Modern Jazz in großer Besetzung und in kleinen Formationen  
Leitung: Hans Gertberg

#### Es spielen:

Allan Botschinsky, Dänemark: Trompete  
Jimmy Deuchar, England: Trompete  
Arne Domnerus, Schweden: Altsaxophon und Klarinette  
Sixten Ericsson, Schweden: Trompete  
Roger Guérin, Frankreich: Trompete  
Tubby Hayes, England: Tenorsaxophon, Flöte und Vibraphon  
Egil Johansen, Norwegen: Schlagzeug  
Hans Koller, Österreich: Tenorsaxophon und Klarinette  
Friedrich Pauer, Österreich: Piano  
Nat Peck, USA: Posaune und Baßposaune  
Robert Politzer, Österreich: Tuba  
Ray Premru, England: Baßtrompete  
Helmut Reinhardt, Deutschland: Baritonsaxophon  
und Baßklarinette  
Hans Rettenbacher, Österreich: Baß  
Georg Riedel, Schweden: Baß  
Ack van Rooyen, Holland: Trompete  
Ronnie Ross, England: Baritonsaxophon und Klarinette  
Rolf Schneeblegl, Deutschland: French Horn  
Eje Thelin, Schweden: Posaune

Bengt-Arne Wallin, Schweden: Trompete  
Änderung vorbehalten

Direktübertragung des Norddeutschen Rundfunks UKW Nord  
Daher müssen die Plätze bis 19.45 Uhr eingenommen sein.

### Norddeutscher Rundfunk

**Abend für junge Hörer**  
Gastspiel des Norddeutschen Rundfunks mit Wolfgang Jäger  
als Gastgeber unter dem Motto  
**Mit den Augen der anderen**  
Versuch einer Darstellung, wie das Ausland uns sieht.  
Es musizieren junge Amateure  
Direktsendung auf der Mittelwelle von 20 Uhr bis 21.45 Uhr  
Die Plätze müssen bis 19.45 Uhr eingenommen sein!

### Sportjugend Nordrhein-Westfalen

**Sportveranstaltung**  
Eine gemeinsame Veranstaltung mit der Sportjugend  
Nordrhein-Westfalens unter dem Titel:  
„Frohsinn, Gesundheit durch Spiel und Sport“  
Folgende Sportarten sind beteiligt:  
Handball, Kunstkraftsport, Radsport, Rollschuhlaufen,  
Trampolin, Turnen, Volleyball u. a.

### Westdeutscher Rundfunk

**Chansons und Gedichte – Jazz und Gaukelspiel**  
Der Westdeutsche Rundfunk präsentiert:  
Juliette Greco, Gustl Halenke, Vera Little, Alexander Adrion,  
Hanns-Dieter Hüsch u. a.  
Orchester: Kurt Edelhagen Leitung: Otto Düben

### Gewerkschaftsjugend

#### Politisches Kabarett

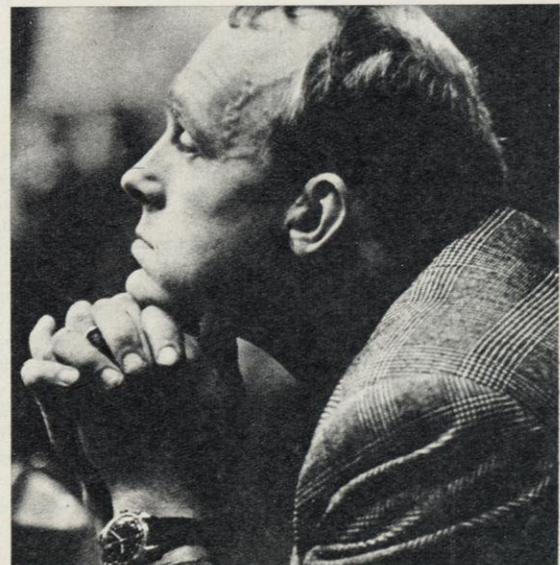
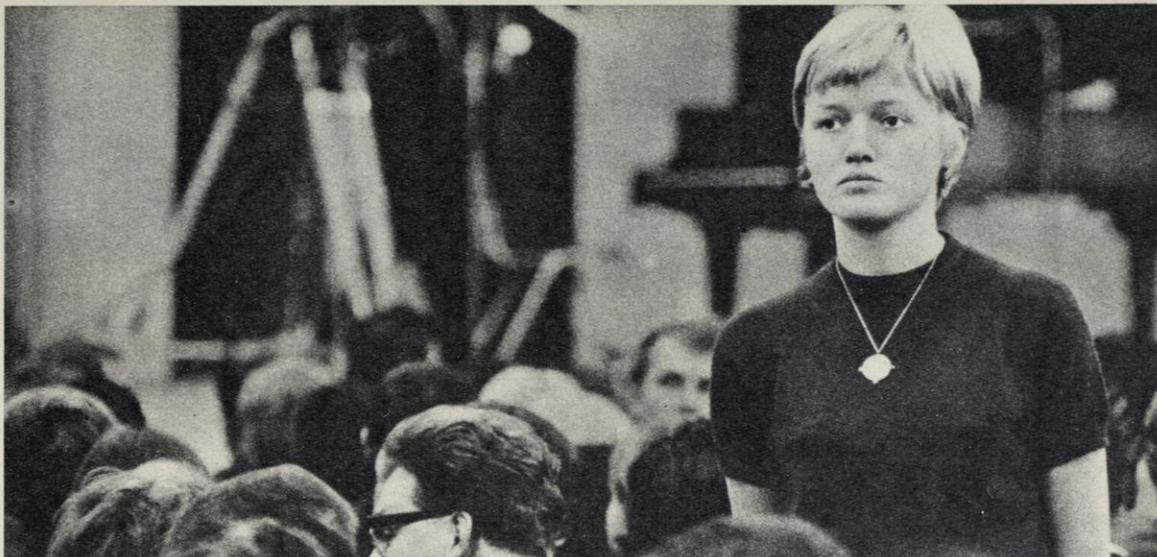
Himmelbonnerwetter

#### Es wirken mit:

„Die Einrichter“, Kabarettgruppe der IG Metall Bremen  
„Hammer Nachtwächter“, DGB-Kabarettgruppe Hamm  
Regie: Horst Braun  
Musik: Helmut Timpelan  
Opening: Konrad Hammer  
Im ersten Teil des Abends:  
Negro-Spirituals / Gospel-Songs / Cowboy-Lieder /  
Barber-Shop-Songs u. a.

#### Es singen:

Studentischer Madrigalchor e. V. Münster  
Leitung: Herma Kramm  
DGB-Jugendchor Lübeck Leitung: Lüder Klohs



# Sprung über das Schweigen

Von Wanda Wlada

Zwei Tage liege ich nun schon hier in diesem Loch, das ich mir vor ein paar Wochen mit dem volkseigenen Bagger bei der Arbeit an der Mauer selbst ausgebagert habe. Als ich damals die Löcher aushob, wohnten hier noch Menschen in den Häusern ringsum, heute ist alles öde und leer, und nur die Türme der Wachtposten zeigen, daß noch nicht alles Leben erloschen ist. Und doch kam mir erst gestern der Gedanke, daß ich mir mit dem Bagger vielleicht mein eigenes Grab gegraben habe. Eigentlich sollte der Mensch ja zufrieden sein, wenn er lebt, gesund ist und Geld verdienen kann – wenn nicht jenes zornige Schweigen wäre, das unser ganzes Leben überschattet.

Als ich meine Frau kennenlernte und wir heirateten, nahmen wir uns vor, zufrieden zu sein mit dem, was das Leben uns bringen würde. Aber meine Frau muß arbeiten und – schweigen, und ich muß arbeiten und – schweigen. Alles wäre gut und schön, wenn es nur jenes kluge Schweigen wäre, von dem das Sprichwort sagt, daß es Gold ist. Aber das erzwungene Schweigen, das Schweigen der Angst und des Mißtrauens ist etwas Schreckliches. Kürzlich, nach Jahren des Schweigens, als meine Frau mir etwas zuflüsterte, glaubte ich zuerst, sie wolle mir etwas Liebes sagen, doch statt dessen meinte sie nur in einem Ton, als stände ich vor Gericht: „Deine Brigade lobt dich zwar, aber gestern hast du etwas gesagt, das dich schwer belastet.“

„Was soll ich gesagt haben, Anni?“ fragte ich. „Du hast zu einem Genossen gesagt, daß du dich freust, zum Jahresende endlich von deinem volkseigenen Betrieb, der dir ja mit gehört, deine Dividende zu bekommen – damit hast du das kluge Schweigen gebrochen.“

Auch meine Frau und ich mußten so erleben, wie das erzwungene Schweigen uns entfremdete, und bald hatten wir uns nichts mehr zu sagen. Nun aber will ich Schluß machen, Schluß mit unserem bisherigen schweigenden Nebeneinander, um endlich die innere Not hinausschreien zu dürfen, daß es ein Miteinander der Menschen nicht mehr gibt...

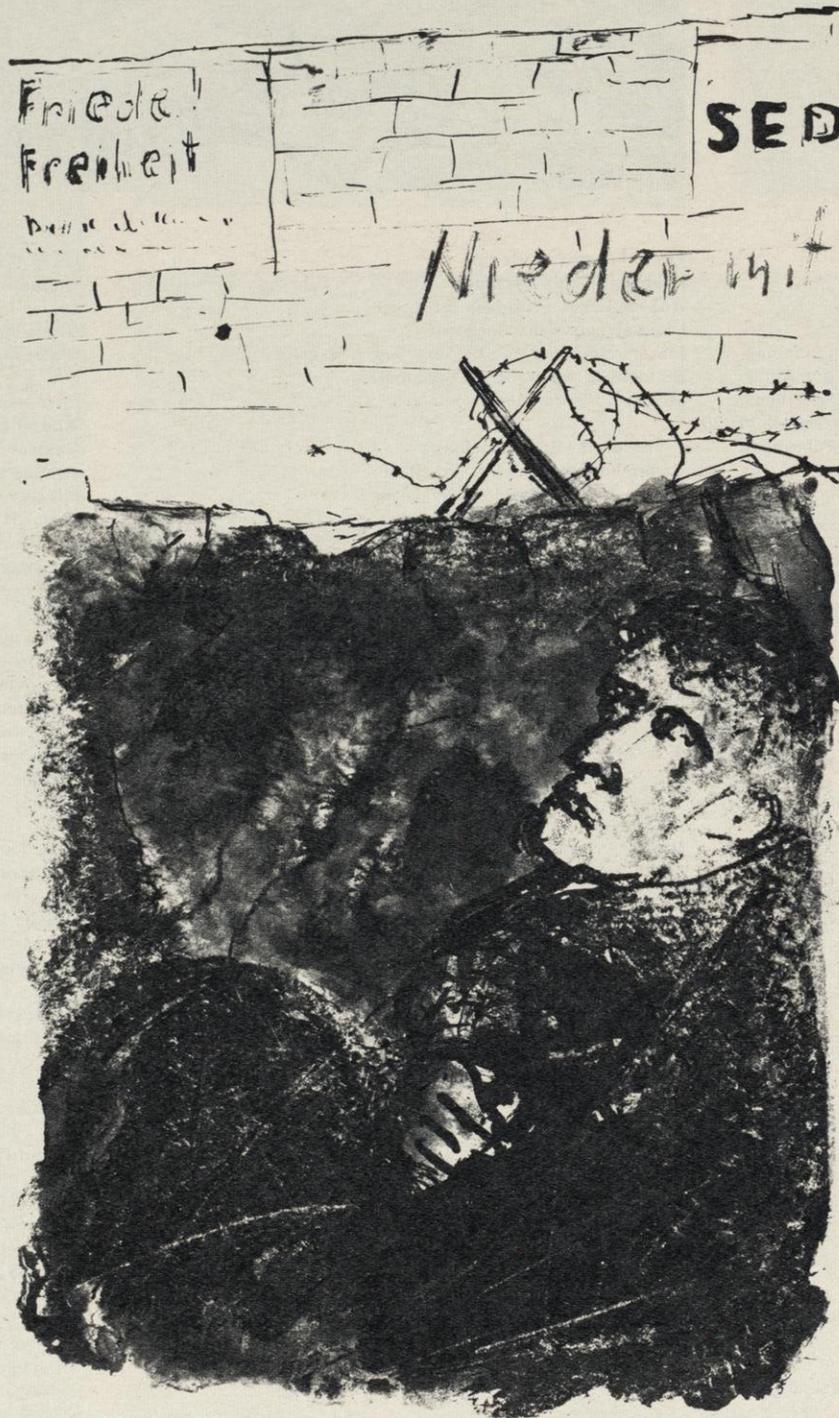
Nur ein Katzensprung ist es von hier bis zur Mauer... Ich bin entschlossen, Schluß zu machen! ---

Heute ist also der zweite Tag. Das Loch, in dem ich nun schon so lange liege und warte, bietet mir Schutz vor der Aufmerksamkeit der Wachtposten durch die aufgeworfene Erde, und ich liege unter einer Wolldecke, die ich noch mit Laub und Grassoden getarnt habe. Trotzdem kann ich, wenn ich den Kopf nur ganz leicht hebe, nach rechts und links alles überblicken. Mehr als einmal hatte ich in diesen zwei Tagen die Gelegenheit, den Sprung über die Mauer zu wagen... es ist ja wirklich nur ein Katzensprung. Aber im letzten Augenblick mußte ich immer wieder an Anni denken...

Zwei Tage lang, Stunde um Stunde, ja jede Minute habe ich die Gewohnheiten der Wachtposten beobachtet, und doch – in der letzten Sekunde stürmten immer neue Fragen auf mich ein. Es ist doch nur ein Katzensprung... warum habe ich ihn noch nicht gewagt?

Es gibt kein Zurück, nein, ich habe Schluß gemacht mit allem. Ich versuche gar nicht mehr, eine Schuld zu suchen oder irgend etwas zu entschuldigen. Das zornige Schweigen ließ uns einfach gleichgültig werden, es hat uns nach und nach eingemauert.

Das ist einfach eine Tatsache, eine Feststellung. Und doch – eine Feststellung, die keine ist, und eine Tatsache, die wir nicht anzuerkennen brauchen. Vielleicht eine Theorie? Nein, auch das nicht. Und doch habe ich noch vor kurzem fest daran geglaubt, daß ein erzwungenes Schweigen keine Macht sei, und schon gar nicht, daß es unserer Liebe, mir und meiner Anni, irgend etwas ausmachen könne. Ich muß mich auf den Katzensprung konzentrieren, und doch spreche ich leise meine Gedanken vor mich hin. Wenn man sich ausspricht, ist es leichter, hat schon die Großmutter gesagt...



Warum habe ich mich nie mit Anni ausgesprochen? Gewiß, wir taten unsere Arbeit, und wir wurden gut bezahlt für – unser Schweigen... bis vorgestern. Da hatte ich schweigend Annis schweigendes Gesicht vor mir gesehen... und ohne Worte mußten wir beide feststellen, daß während wir schwiegen, jeder von etwas anderem schwieg.

Einmal, vor langer Zeit, hatte Anni versucht, unser Schweigen zu bagatellisieren, aber schon die ersten Worte schufen neue Unklarheiten. Und so schwiegen wir weiter, über alles, was kommen mußte und noch nicht geschehen war. Das ganze Schweigen war absurd.

So waren wir uns fremd geworden, jedes Wort war verschwendet – bis ich das Schweigen gebrochen habe, bis ich Schluß gemacht habe,

einfach weil ich drüben, dort hinter der Mauer, einen Katzensprung von meinem Loch, einmal wieder schreien will, herausschreien, wie es mir ums Herz ist!

Aber noch liegt die dunkle Wand der Mauer vor mir, die mich von meinen Wünschen trennt. Meine Großmutter hatte auch so eine Wand. Sie nannte sie einen Paravent, aber diese Wand konnte man nach Belieben verstellen, bewegen, und wenn man wollte, auch ganz beseitigen. Hinter jeder Wand gibt es ein Geheimnis, und einmal, als ich bei der Großmutter zu Besuch war, schaute ich voller Neugierde dahinter. Aber was ich dort fand, war auch nur das tägliche Leben mit seinen tausend Kleinigkeiten. Vielleicht spüre ich jetzt den Duft von Großmutter Lavendelseife so deutlich, weil ich seit zwei Tagen ungewaschen in

diesem dreckigen, kalten Loch liege – vor mir die Mauer, die man nicht verstellen oder beseitigen kann.

Ob sie mich doch noch erwischen? Immer neue Gedanken jagen durch mein Gehirn. Verdammt... ein Scheinwerfer! Und mein Bein ist vom Liegen ganz steif... Aber jetzt im Scheinwerferlicht kann ich doch nicht laufen – auch nicht den kleinsten Katzensprung. Ich muß warten, bis mein Bein in Ordnung ist, dann muß ich springen, erst dann kann ich es schaffen.

Mein Atem geht keuchend, und ich höre den Pulsschlag wie ein Trommelfeuer. Der Strahl des Scheinwerfers liegt genau auf der Stelle, die ich seit zwei Tagen anstarre und die zum Klettern so günstig ist. Nun ist alles verloren, und ich bin in meinem eigenen Loch begraben. Es ist nur ein Katzensprung, der mich von der Mauer trennt. Pechschwarze Finsternis umgibt mich wieder, als ich beobachte, wie das Licht langsam weiterwandert.

Da – nicht weit von mir, fällt der Strahl plötzlich auf eine Gestalt, eine Frau, die ihr Gesicht mit der Hand zu schützen versucht. Mit starr erweiterten Augen erkenne ich das Gesicht meiner Frau – auch nur einen Katzensprung von mir entfernt! Ich werfe die Decke ab, bereite zum Sprung. Annis Gesicht hat auch jetzt den verbittert verängstigten Ausdruck des Schweigens, den ich zur Genüge kenne.

Und nun höre ich laut ihre Stimme rufen: „He, Genosse Wachtposten, können Sie mir nicht sagen, wo die Mauerbrigade 8 heute arbeitet? Ich muß meinem Mann sein Essen bringen!“

Mein Herz scheint vor Schreck auszusetzen. Ich kann nicht begreifen, was Anni hier, gerade hier, zu suchen hat! Der Posten leuchtet noch einmal die Umgebung ab, Annis Gesicht ist deutlich zu erkennen. Wie kann sie sich nur so verstellen? Der Posten scheint noch im Zweifel zu sein, was er tun soll.

„Ich bin die Anni aus der Zentrale, Genosse! Können Sie nicht mal telefonieren, wo die Brigade ist? Ich suche schon die ganze Zeit an der Mauer entlang und kann sie nicht finden, es ist schon zu dunkel!“

„Ach, Anni! Gut, warten Sie einen Augenblick, ich werde telefonieren.“

Der Scheinwerfer erlischt, im Wachturm wird Licht gemacht, und ich kann deutlich sehen, wie der Posten telefoniert.

Jetzt! Ich spanne meine ganze Kraft an – durch die neue Situation sind es plötzlich zwei Katzensprünge geworden, der erste zu Anni, und dann über die Mauer! Ich wage den ersten Sprung, greife nach ihrer Hand, flüstere: „Anni, schweig!“ und dann der zweite Sprung zur Mauer. Ich helfe ihr hinüber, sie verschwindet, und dann springe und klettere ich selber, lasse mich auf der anderen Seite fallen...

Ich kann Anni nicht sehen, um uns ist es stockfinster, aber neben mir spüre ich ihre Wärme und höre das Keuchen ihres Atems. Ich nehme sie in meine Arme und küsse sie, und wir schweigen noch immer, während wir Hand in Hand auf das erleuchtete Wachlokal zugehen.

Gerade als wir eintreten wollen, wird das Schweigen der Nacht durch einen Ruf von der anderen Seite der Mauer unterbrochen:

„Anni... wo sind Sie? Anni... Anni...!“

Nervös geistert der Scheinwerferkegel wieder über die Mauer

Ich erschrecke heftig, als Anni sich plötzlich umwendet und laut zurückeruft:

„Danke, Genosse! Ich habe ihn schon gefunden!“ und leise fügt sie hinzu und sieht mich dabei an: „... endlich wiedergefunden!“

Auch hier können wir schweigen, aber wir dürfen auch sprechen, und selbst wenn wir schweigen, so ist es ein schweigendes Miteinander, die stille Sprache unserer Herzen, die wir wieder verstehen lernen, und die wir drüben, in der Zone des erzwungenen Schweigens vergessen hatten.

Illustration: Joachim Braatz

# ... alle Scheiben im Schrank?



Was soll man tun, wenn man sich mit geringen Mitteln allmählich eine hübsche und repräsentable Jazzplattensammlung aufbauen will? Das Angebot in den Plattengeschäften ist groß, und das Durchprobieren im Laden ist höchstens dann ein Vergnügen, wenn man sich dabei in Begleitung in eine Kabine setzen kann. Nun ist es ja auch möglich, Scheiben auf Verdacht zu kaufen, wenn man sich in den Namen der Jazzgrößen auskennt, die meist auf den Plattenhüllen und in den Ka-

talogen als Mitwirkende angegeben sind. Vor Enttäuschungen ist man allerdings auch dann nicht sicher, weil selbst erstklassige Solisten manchmal ihre schwachen Tage haben. Die Hauptfrage bleibt für den Anfänger aber: Wie soll man die Jazzgrößen erst einmal kennenlernen?

Eine gute Einführung dazu gibt eine Zusammenstellung von Dr. Schulz-Köhn auf Deutsche Grammophon „Vom Spiritual zum Modern Jazz“ (19305 LPEM). Zwar ist die Moderne

etwas kurz gekommen auf dieser Platte, aber was im Oldtime-Stil und besonders im Swing Rang und Namen hat, ist zu einem großen Teil hier zu hören. Leider hat der Doktor Jazz des Westdeutschen Rundfunks auf einer Seite nur Ausschnitte aus größeren Aufnahmen aneinandergereiht; so kann man aus dieser Seite wohl lernen, aber nur die zweite Seite kann man auch genießen.

Die Deutsche Grammophon Gesellschaft hat auch sonst einiges für den Jazz getan: Unter

den Etiketts von ihr angeschlossenen Firmen (Brunswick, Coral, United Artists, MGM) ist eine große Zahl von guten Aufnahmen erschienen. Insbesondere gibt es da einige Serien, die hier im Laufe der Zeit näher vorgestellt werden sollen.

So z.B. die United Artists-Serie „The Jazz Portrait“. Hier werden bedeutende Solisten oder Ensemblegruppen auf 8-Mark-Platten vorgestellt. Auf Nr. 1 führt Edmond Hall (68001) seinen herben New Orleans-Klarinetton vor, auf Nr. 3 beweist das Art Farmer Tentet (68003), daß guter moderner Jazz auch erfreulich eingängig sein kann. Ein System läßt sich in der Reihenfolge der Veröffentlichungen zwar kaum erkennen, aber die Aufnahmen sind durchweg die Solisten gut kennzeichnend ausgewählt.

Eine ähnliche 8-Mark-Porträt-Reihe hat der andere der beiden Großkonzerne herausgebracht, die sich um den Jazz besonders verdient gemacht haben: Philips mit seiner „Jazz Gallery“. (Philips vertreibt außerdem die Marken Fontana, Riverside, Contemporary und andere amerikanische Labels). In der „Jazz Gallery“ kann man z.B. die unglaubliche Technik und Anschlagkraft des halblinden, 1956 verstorbenen Pianisten Art Tatum (429622 BE), der den modernen Klavierstil wesentlich vorbereitete, vergleichen mit dem vitalen, vollgriffigen und melodiosen Spiel des einfallreichen Erroll Garner (429605 BE). Es ist überhaupt erfreulich, was in dieser schon längere Zeit bestehenden Reihe inzwischen an verschiedenartigen Platten erschienen ist.

Übrigens kann man manchmal auch überraschend billig an gute Jazzaufnahmen kommen, die als „Sonderangebote“ in den Ständen der Radiohändler oder Warenhäuser stehen und von weniger bekannten Firmen stammen. So entdeckte ich neulich in meinem Stammgeschäft Langspielplatten zu 8,90 DM, also zum halben Preis dessen, was sie bei einer unserer Großfirmen kosten würden. Ich fand da eine Platte mit Stan Getz, Erroll Garner und Buddy Collette – Titel: „Groovin' High“ (Crown Records CLP 5284), die guten, melodiereichen modernen Jazz bot, auf der einen Seite überwiegend den Altisten Collette herausstellend, auf der anderen Tenormann Getz.

Noch besser ist aber eine Coleman Hawkins-Platte der gleichen Firma (CLP 51 81) mit großartigen Soli von Hawkins, Trompeter Thad Jones und Pianist Eddie Costa sowie einem locker swingenden Rhythmus.

Bekommt Ihr solche Platten angeboten, dann solltet Ihr schnell zugreifen. Aber prüft die Platte zuerst! Sie sind in der Aufnahmetechnik oft nicht so sorgfältig hergestellt wie die der bekannteren Marken und sind auch im Material nicht so gut. Eine prächtige Lionel Hampton-Scheibe konnte ich nämlich nicht nehmen, weil sie rauschte. Also: Solche Platten nie durch den „Telefonhörer“ abhören, sondern mit einem vernünftigen Gerät!

Wenn man aber diese Vorsichtsmaßnahmen trifft, warum sollte man dann nicht billig einkaufen, wo es möglich ist? Die Konkurrenz zwischen den Superkonzernen hat sich leider sowieso noch nicht auf das Gebiet der Preise verlagert. Und wer keinen Zugang zum grauen Markt hat, ist deshalb der Benachteiligte.

Was kann man also tun, wenn man sich billig eine gute Sammlung aufbauen will? Man hält sich am besten an bewährte Serien, hört sich langsam in guten Jazz ein und läßt sich in Zweifelsfällen beraten. Allmonatlich will ich das an dieser Stelle zu besorgen versuchen.



## Liebe will gelernt sein

Loni von Friedl und Götz George

Foto: Constantin-Film

Die Komödie, jene Form des Bühnenspiels, die weise Herzen für die wirksamste halten, den Zeitgenossen zur Selbstkritik zu erziehen, hatte einst Erich Kästner gewählt, um ein ernstes Anliegen wirkungssicher und nachhaltig vorzutragen. Seine Zielscheibe war die Übergescheitheit, Lebenserfahrung und vermeintliche Überlegenheit der Erwachsenen- generation. Sein mit unverhohlener Ironie zugespitzter Pfeil: die Umsichtigkeit und Lebensreife einer gar nicht von Neurosen und weltumstürzlerischen Gedanken heimgesuchten Jugend, die den Alten lebensfroh aber genügsam die rechte Art zu leben und zu lieben vor-macht.

Kästners Werk wurde zum behutsam-nachdrücklichen Lehrstück für Erwachsene und zu einem Loblied auf eine zu allen Zeiten mißverstandene und gern fälschlicherweise mit zwielichtigem Glanze umgebenen Jugend. Kästner erwies sich als ein Meister der Komödie. Sie hieß „Zu treuen Händen“. Sie war nie optimistischer Wunschtraum eines älteren Herrn, war überall dichterisch erfaßte Wirklichkeit, bohrte immer am Nerv der Zeit.

Was Wunder also, daß des renommierten Kurt Hoffmanns Plan, diesen Stoff mit einem denkbar verlässlichen Darstellerensemble und dem ebenso virtuosen wie einfühlsamen Kameramann Sven Nykvist zu verfilmen, mit Vorschuß-lorbeeren bedacht wurde.

Es wurde dann auch ein hübsches Filmchen, lustig, voller Gags und munter dahinfließend. Nur Kästner, Kästner wurde es nicht. Nichts von dem sich auch über verfahrenere Situationen hinwegsetzenden; das aus Kümernissen und Ärger geborene philosophische Trotzdem fehlt hier ganz. Statt dessen jede Menge filmerprobtes deutsches Dichter- und Denkermilieu Anno 1963 zwischen Teak und Tick, unproblematisch, routineglatt und nicht selten kitschig.

An nur ganz wenigen Stellen teilt sich der Schleier gefälliger Spaßigkeit, bekommt das Spiel Überzeugungskraft und die Heiterkeit tiefere Bedeutung. Dann vermeint man auch mit einem Mal den intelligenten Dichter zu sehen, wie er mit kritischem, hellwachem Blick unter den buschigen Brauen und dem verschmitzt-spöttischen Lächeln um die Mund-

winkel an unsichtbaren Fäden seine Puppen aufs trefflichste tanzen läßt. Diese Ausblicke aber sind immer nur von kurzer Dauer und werden schnell von klischeehafter Gesellschaftskritik und belanglos-lustigen Einfällen überdeckt. Ein Glück nur, daß die Schlußpointe unverdünnt erhalten blieb.

Es ist nicht nur schade, daß diese anspruchsvolle Vorlage filmisch so verplempert wurde, es ist auch eine Unterlassungssünde, die zumindest Kurt Hoffmann hätte vermeiden können.

Geschauspielert wird recht lobenswert – Barbara Rütting, Loni von Friedl, Martin Held und Götz George sind mit von der Partie –, wie man indes Erich Kästner spielt, hätten sie gestrotzt bei Fita Benkhoff und Bruno Hübner (beide in Nebenrollen) abschauen sollen. Ein Film, der weder seinem geistigen Vater noch einem erwartungsvollen Publikum gerecht wird. Schade drum!

Hans Plück

Euer Meggs

# Kritik an der Gesellschaft

Zum Werk des Malers und Zeichners  
George Grosz (1893-1959)  
(George Grosz wäre in diesem Jahr  
70 Jahre alt geworden)

Der kleine George verbrachte eine sorgenlose Kindheit, wie andere Kinder in behüteten kleinbürgerlichen Familien. Auch dann lebte er noch romantisch in die Welt hinein, nachdem sein Vater gestorben war und seine Mutter die Wirtschaft eines Offizierskasinos in seinem „geliebten Stolp“ in Pommern übernahm und sich abquälte, um die Familie zu ernähren; er durchstreifte die vertrauten Gärten und Höfe, Felder, Wiesen und Wälder, angelte in Tümpeln, badete in der Ostsee, sammelte Blumen und Pflanzen, trocknete sie und legte ein Herbarium an. Mit Freunden unternahm er Kriegsspiele, war er doch ein eifriger Leser des Lederstrumpf und Karl May. Auch begeisterte er sich an biederem Zeitschriften und bürgerlichem Kitsch, den er eifrig kopierte, und die so entstandenen Bilder konnte er ab und zu sogar verkaufen.

Sonntags ging er gewohnheitsgemäß in die Kirche (einer seiner Vorfahren war evangelischer Pastor). „... aber trotzdem war uns Gott nicht allzu nahe, zumal ja auch protestantische Zeremonien und Kirchen bei weitem nicht jenen mystischen Pomp und Zauber ausüben wie zum Beispiel die katholischen Riten...“ So der reife George Grosz in seinen bei Rowohlt (1955) erschienenen lesenswerten Lebenserinnerungen („Ein kleines Ja und ein großes Nein“). Hier erfahren wir übrigens, daß er in der Oberrealschule in Stolp nicht selten den „schwarzweißroten Rohrstock“ seiner Lehrer, „durchwegs protestantische Reserveoffiziere“, zu spüren bekam und die Obertertia verlassen mußte, weil er einem Studienreferendar eine Ohrfeige kurzerhand zurückgab. Zu diesem „Herausschmiß“ aus der Schule meint Grosz noch, daß ihm nun der Weg zum Abitur und somit zum „Einjährigen“ versperrt war, was „zwei bis drei Jahre beim preußischen Kommiß dienen“ bedeutete.

Alles dies läßt noch nicht vermuten, daß George Grosz einst zu jenem revolutionären Künstler, zu einem scharfen Satiriker, zum unbarmherzigen Gesellschaftskritiker werden sollte. Schließlich war ja auch Wilhelm Busch, den der kleine George verehrte, nur ein milder und lebenswürdiger Karikaturist und versöhnlicher Erzähler.

In der Folgezeit ist der künstlerische Weg geradlinig: Kunstakademie in Dresden, 1912 Berliner Kunstgewerbeschule, Aufträge für Zeitungen stellen sich ein.

Und dann kommen die erlebnisreichen, bestimmenden Jahre, die aber – und das muß unterstrichen werden – den Namen George Grosz nicht berühmt gemacht hätten, wären die Begabung des Künstlers und dessen Fleiß, das zeichnerische Handwerk zu erlernen, nicht ausreichend gewesen. Denn Themen allein genügen in der bildenden Kunst nicht.

1914 Infanterist, 1916 Entlassung wegen Krankheit, als Zivilist Kontakt mit Künstlern und Dichtern, Schiebern und Kapitalisten, Durchforschung des Nachtlebens dieser Großstadt. Dann wieder Kriegsdienst und wieder Krankheit und Lazarettaufenthalt und – „wegen Widerstand“ – Militärgericht. Durch die Intervention seines Gönners, des Grafen Harry Kessler, wird er vor der Todesstrafe bewahrt.

In diesen und in den folgenden Jahren entstehen seine bekanntesten Werke, seine Ölgemälde, die meisterlich gemalt sind, und seine grafischen Blätter (Illustrationen für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, Einzelblätter und Mappen), mit Rohrfeder und Pinsel geschaffen, mit Bleistift und Kreide, als Lithografien und Aquarelle. Sie alle wirken im ersten Augenblick vielleicht primitiv, „nicht gekonnt“ gezeichnet. Die Strichführung erscheint suchend, tastend, kindlich, spröde; und doch wie sicher, prägnant, bewußt knapp und einprä-



Stützen der Gesellschaft (1926)

General (1919)



Der General (1921)



sam ist alles ausgedrückt, was dieser Kritiker unserer Zeit aussagen will.

Er leuchtet hinter die Moral der sogenannten „guten Gesellschaft“, nicht selten sogar im wörtlichen Sinne. Er trifft die Generäle und Kriegsgewinnler, deckt die Unsinnigkeit des Krieges auf, geißelt das Militär und ahnt bereits 1922 den künftigen politisch unheilvollen Weg Deutschlands. Er sieht den Verfall in der Großstadt, den mitleidslosen Massenmenschen und den scheinheiligen Christen.

Als qualitätsvoller Künstler ist er ein lebendiges Stück der „goldenen zwanziger Jahre“ geworden, notiert aber wie mit Röntgenaugen auch die andere Seite jener Zeit. Nur jener Zeit und jener Gesellschaft? Sind nicht viele seiner damals entstandenen Werke auch heute noch gültig? Ja, gerade heute wieder? Nicht nur künstlerisch, sondern auch thematisch? Werfen wir noch einen kleinen Blick auf die Biographie dieses großen Zeichners:

1920 wird er wegen „Angriffs auf die Reichswehr“ in der Mappe „Gott mit uns“ mit 5000 RM Geldstrafe belegt.

1923 kommt er wegen „Angriffs auf die öffentliche Moral“ in seiner Folge „Ecce Homo“ vor Gericht. 6000 RM Geldstrafe.

1928 Geldstrafe von 2000 RM wegen Gotteslästerung in seinem Zyklus „Hintergrund“, Zeichnungen zur Aufführung des „Schweijk“ in der Piscator-Bühne.

1937 Verbrennung einiger seiner „entarteten“ Werke unter den Nazis. Natürlich ist George Grosz manchen Stellen unbequem. Wahrheit ist immer unbequem, noch dazu in so scharfer Verpackung, wie es diese Zeichnungen darstellen. Welch billiges Abschreckungsmittel: gerichtliche Verurteilung und Verbrennung von Kunstwerken!

Nun, andere haben die Echtheit seiner Kunst schon früh erkannt und gewürdigt. Blättern wir nochmals in seiner Biographie:

Goldmedaille der Olympischen Spiele 1930. Watson-Blair-Preis des Kunstinstitutes zu Chicago. Gastdozentur der New Yorker Kunstschule Art Students League und – nachdem Grosz 1933 in die USA übersiedelt ist – noch viele weitere Ehrungen, Professuren, Preise.

Aber, was in jenen „fetten Jahren“ jenseits des Atlantischen Ozeans entstanden ist, entbehrt der echten Handschrift und Aussage des einstmaligen großen Künstlers auch dann, wenn er politische und soziale Probleme anfaßt. Zwar produziert er weiter, aber welche Tragik: Pinsel und Zeichenstift wollen ihm nicht mehr gehorchen. Seine Bilder, oft auch technisch schlecht gemalt, zeigen ein falsches Pathos, überzeugen nicht mehr.

Sitzt George Grosz zu weit von den Stätten, von den Menschen, an denen sich der junge Maler gerieben hat. Vielleicht mag der Künstler das selber empfunden haben.

Existiert jene Stadt, jene Zentrale Berlin, der er soviel verdankt, überhaupt noch?

Mitte Juni 1959 kehrt George Grosz in die ehemalige Reichshauptstadt zurück – für immer. 14 Tage später stirbt er an Herzinfarkt im Hause am Charlottenburgplatz, in dem seine Frau geboren wurde und er sie geheiratet hatte.

In diesem Jahr hätte er seinen 70. Geburtstag gefeiert. Nun feiert man ihn in einer großangelegten Wanderausstellung in der Berliner Akademie der Künste, im Dortmunder Museum am Ostwall und in London.

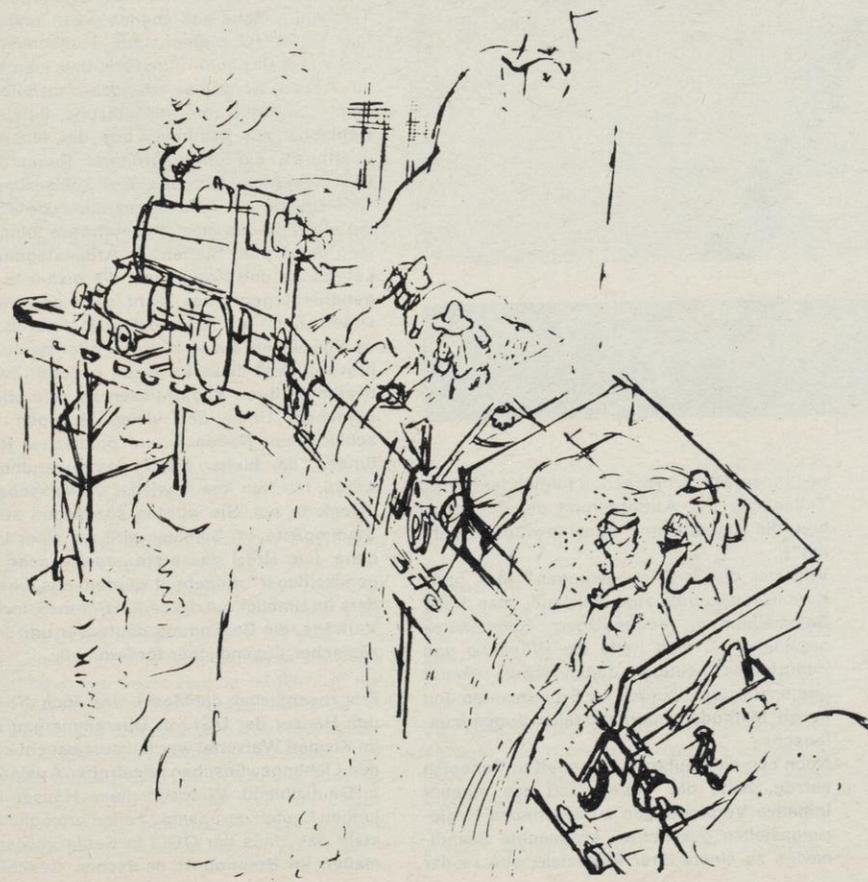


... diese Kriegsverletzten wachsen sich nachgerade zur Landplage aus... (1920)

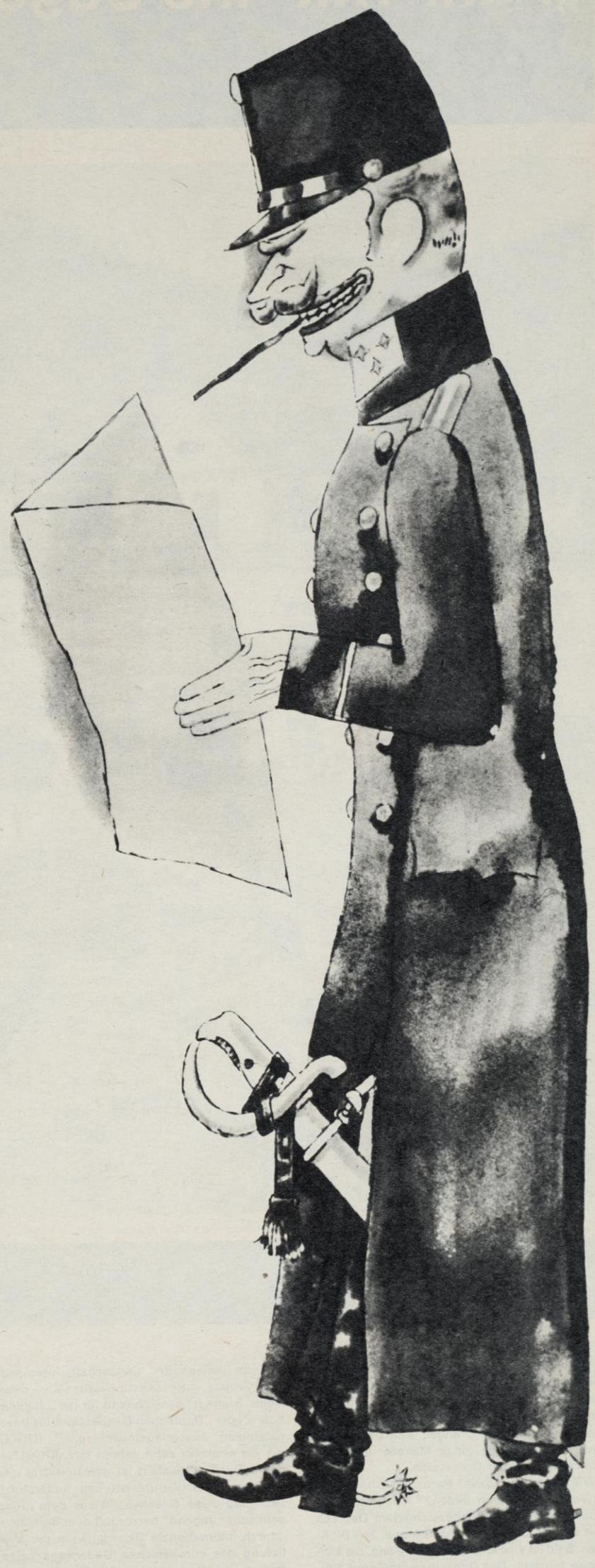


Apokalyptischer Reiter (1936) ▶

Sie werfen den Weizen ins Wasser (1931)



Figurine zum „Schweijk“ (1927)



# „Fahr mit“ ins Jugendhotel



Die Fähre tuckert mit gewaltigem Schnauben über die Mosel, und sie hält sozusagen direkt vor der Haustür des „Jugendhotel Hatzenport“ unterhalb der Rebenberge. Vor dieser Haustür drängen sich gerade ein paar dunkelhaarige junge Männer um einen blonden in eifriger Diskussion. „Wie kann eine soziale Partei mit einer liberalen eine Koalition bilden?“ fragt einer der Dunkelhaarigen in ausgezeichnetem Deutsch mit einiger Schärfe in der Stimme den Blondnen. Bald ist eine Diskussion im Gang, die sich lange hinzieht. Die Dunkelhaarigen sind Studenten aus Vorderasien, die aus verschiedensten europäischen Ländern zu einer Studientagung nach Hatzenport kamen, der Blonde ist ein deutscher Gewerkschafter von der Mosel.

Heitere „ferienhafte“ Landschaft, internationale Gruppe, interessierte Diskussion – diese kleine Szene ist bezeichnend für die „Jugendhotels“ der „Deutschen Gesellschaft für Internationalen Jugendaustausch e.V.“ (DGJ), die vor nunmehr zehn Jahren ihre Arbeit begann. Die Gesellschaft ist gemeinnützig und wird vom Familienministerium unterstützt. 1953 ging diese Gesellschaft aus dem „Ring politischer Jugend“ hervor mit dem Bemühen, „durch internationale Begegnungen zur Vertiefung des europäischen Gedankens beizutragen und die internationale Verständigung zu fördern.“ Mit viel Improvisation, einer gehörigen Portion Mut und mit wohlmeinenden, auch warnenden Ratschlägen besorgter Freunde wurde klein

begonnen. Doch 1962 schon folgten fast 40000 Teilnehmer der Aufforderung der Organisation, die zugleich ihr Kurzname wurde: „Fahr mit“! Wie war dieser Erfolg gelungen? Man hatte Kontakte geknüpft zum Ausland, man hatte Sammelfahrten, Jugendlager, Sprachkurse organisiert... man hatte die Wünsche und Bedürfnisse heutiger Jugendlicher erkannt und schrak nicht zurück vor Experimenten und neuen Methoden internationalen Jugendaustauschs. Noch ehe die deutsche Botschaft in Tunesien einzog, hatte die Gesellschaft aus eigener Initiative Verbindungen zu den neuen Regierungsstellen geschaffen, sie machte Skandinavien zu einem ihrer Reiseziele, ehe es der

Massentourismus entdeckte; sie „erfand“ vor kurzem – nach eingehender Diskussion mit anderen Jugendorganisationen – die „Jugendreiseleiter“, die sie nun in speziellen Kursen unter Leitung eines Psychologen auf ihre Aufgabe vorbereitet, Jugend zu leiten, ohne sie zu bevormunden, ihr „die Wirklichkeit anzubieten“, die so viel reizvoller ist als die Klischees sind, mit denen viele Jugendliche ins Ausland reisen. Und mit eigenen „Jugendhotels“ in Deutschland und in Frankreich hat die Gesellschaft neuartige zeitgemäße Unterkünfte für junge Reiselustige eingerichtet.

Sollen die Jugendhotels die seit Jahrzehnten bewährten Jugendherbergen „ausstechen“? Sie sollen es nicht, wenn auch mancher Angehörige der „DGJ“ glauben mag, daß die Zeit des „Zupfgeigenhansel“ und der Wandervögel endgültig vergangen ist. Wandern und Reisen können nebeneinander bestehen. Die Jugendhotels der „DGJ“ sind keine Übernachtungsquartiere für Wanderer, die sich ihre Suppe selbst kochen und mit dem Aufgang der Sonne weiterziehen wollen, sondern sie sollen Ferienhäuser sein, besonders für die berufstätige Jugend, die nach aufreibender Arbeit Erholung ebenso nötig braucht wie ihre älteren Kollegen.

Die Gäste können wochenlang im Jugendhotel wohnen, sie müssen keine Betten bauen und keine Teller waschen, die Haustür ist bis Mitternacht geöffnet, es darf geraucht werden, und der Alkohol hat kein „Hausverbot“.

Kehren wir nach Hatzenport zurück: Das Haus liegt, knapp 30 km von Koblenz entfernt, in einem kleinen freundlichen Weinort an der Mosel, umgeben von Rebbergen, Wald, Wasser und weitem Himmel. Viele Burgen, darunter die wunderschöne fast vollständig erhaltene Burg Eitz, Weinstädtchen mit alten Kirchen und anderen baulichen Schätzen, die Eifel mit der Abtei Maria Laach, Mosel und Rhein locken zu Ausflügen; die Landesgrenzen von Frankreich und den Beneluxstaaten sind nicht weit. Nahezu 40 Gäste finden in dem etwas winkligen Haus Unterkunft in Zwei-, Drei- und Vierbettzimmern mit fließendem kaltem Wasser, die die Namen europäischer Länder tragen. Man ißt an kleineren weißgedeckten Tischen, mittags und abends warm und gut, man findet sich morgens zur „menschlichen“ Zeit von 9 Uhr zum Frühstück, und man kann am Abend, wenn man will, das französische, englische, deutsche, holländische, persische Geplauder mit Rhythmen aus der Musikbox übertönen. Ein etwas größerer Raum dient geschlossenen Gruppen als Speisezimmer. Und ein größerer Konferenzraum deutet auf die Bestimmung des Jugendhotels hin: die lang entbehrten Stätten für Arbeitstagen, Lehrgänge und Kongresse, die bisher in Jugendherbergen einen nicht ganz geeigneten Unterschlupf suchten, mit viel Verdruß die dortige Hausordnung hielten – oder sie durchbrachen, weil diese für einen anderen Zweck bestimmt, ihren Bedürfnissen zu sehr widersprachen. Unter den vielen Gruppen verschiedenster Nationen und politischer Richtungen, die bisher Gäste des Jugendhotels waren, tauchen immer wieder Gewerkschaftsdelegierte auf. Sie wurden sozusagen schon Stammgäste. Im Sommer wird auf einer Insel nahe dem Hotel das erste „europäische Jugendzeltlager“ aufgebaut werden, das, besonders im Hinblick auf die deutsch-französischen Verträge, die Begegnung deutscher und französischer Jugendlicher fördern soll.

Franzosen lieben die Mosel. Und auch die beiden Häuser der DGJ in Oberammergau und im Kleinen Walsertal wurden ausgesucht nach den Lieblingswünschen reisefroher Ausländer in Deutschland. Während diese Häuser den jungen Leuten geruhige Ferien ermöglichen, steht das Haus der DGJ in Berlin gewissermaßen im Brennpunkt deutschen Geschicks

' vo  
mi  
end  
rser  
Auf  
e zu  
bie  
neer  
Aus  
els'  
Ge  
nft

ten  
h"?  
An  
die  
ler-  
und  
Die  
er-  
ich  
uf-  
ern  
für  
en-  
vie

tel  
nd  
it-  
n,

us  
in  
er  
ne-  
n  
it  
n  
t  
s  
n  
r  
n  
y

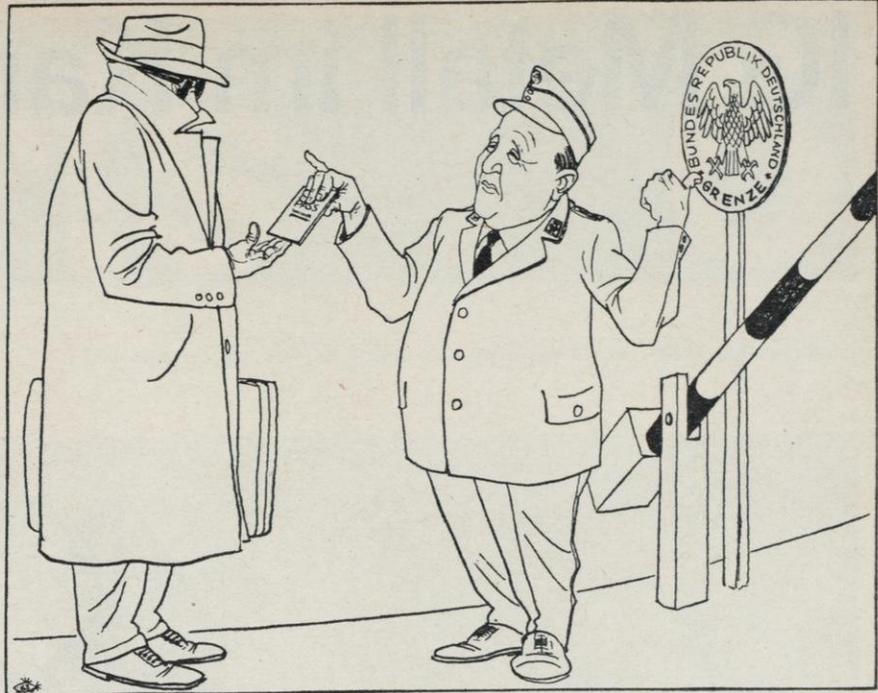


und läßt seine Gäste politische und soziale Fragen unmittelbar erleben.

Wenn nun noch verraten wird, daß die Gesellschaft auch ein Haus an der Côte d'Azur besitzt, mag mancher schimpfen. daß „der Jugend von heute“ „zuviel geboten“ wird. Mag sein! Aber von dieser Jugend wird auch verlangt, daß sie sich in der strapaziösen, hastigen Arbeitswelt von heute zurecht findet. Soll die „Zeit von heute“ mit dem ersten wohlverdienten Urlaubstag plötzlich aufhören? Sie tut es nicht. „Jugend von heute“ will reisen über Grenzen hinweg. Und sie tut's, ob es nun Jugendhotels gibt oder nicht. Aber die „Fahr mit“-Gesellschaft bemüht sich darum, daß solches Reisen nicht zu fadem „Kilometer-

fressen“ wird, sondern daß es durch intensive Begegnungen und verantwortungsbewußte Führung reichen Gewinn bringt. Die Reisen der Gesellschaft sind preiswert und auch der Aufenthalt in den Hotels – das ist wichtig für jugendliche Reisepäne. Wichtiger ist der Wunsch gegenseitigen Verständnisses, der aus der umfangreichen Arbeit der DGJ spricht. In ihren Hotels ist „Jugend unter sich“, ohne Bevormundung, in Toleranz und freiwilliger Einordnung. Hier werden im offenen Gespräch ebenso wie in fröhlichen Tanzstunden starre oft von Erwachsenen gezimmerte Schablonen fortgeräumt in lebendiger Begegnung.

Andrea Schmidt



Einreise: „Sind Sie Atomwaffengegner?“ — „Nein, Eichmanngehilfe.“ — „Passiert!“ (Stuttgarter Zeitung)

## Demonstration im Flugzeug

**K**arsamstag. In der Flughafenhalle von Düsseldorf, in der sonst nur die hektische Eile eleganter Reisender zu spüren ist, liegen Mädchen in Blue Jeans und bärtige junge Männer auf dem Fußboden. Reporter jagen durch die Halle. Die Flughafenterrasse ist schwarz von Menschen, deren Interesse nicht den startenden und landenden Flugzeugen gilt, sondern einer schwerfälligen britischen Chartermaschine, vor der eine Hundertschaft Grenzschutz postiert ist. Die Feldstecher der Menschen auf der Terrasse suchen die Maschine ab, die durch die Flugzeughalle vor „allzu neugierigen Blicken aus der Nähe geschützt“ wird. Eine Düsseldorfer Zeitung hatte an diesem Morgen in großer Aufmachung gemeldet: „Skandal auf dem Flughafen – 54 Briten sollen ausgehungert werden“. Karfreitag waren britische Atomwaffengegner auf dem Flughafen Düsseldorf-Lohausen gelandet, um an einem Marsch im Ruhrgebiet teilzunehmen. Bei der Paßkontrolle wurde ihnen eröffnet, daß sie in jener Eigenschaft unerwünscht seien, und sie wurden aufgefordert, unverzüglich auf die britische Insel zurückzuziehen. Die Engländer aber pochten auf ihr Einreiserecht und die Möglichkeit, in einem demokratischen Staat ihre Meinung zu äußern. Ihr Protest stieß auf taube Beamtenohren, denn die Anweisung kam aus Bonn. Daraufhin ließen sie sich auf den Boden der Empfangshalle nieder – junge Mädchen, Burschen, Ehepaare, einige sogar mit ihren Kindern. Es nutzte nichts, mit sanfter Gewalt wurden sie in das Flugzeug zurückgetragen; wohl gemerkt, von der Polizei. Aber die Briten waren gewillt, über Ostern zu demonstrieren. So entschlossen sie sich zu einer ungewöhnlichen Protestaktion: Sie schnallten sich in ihrer Maschine nicht an und hinderten somit den Piloten – der offensichtlich mit ihnen sympathisierte – am Starten. Gewaltsam konnten sie von der Polizei nicht angeschnallt werden, weil ein Flugzeug britisches Hoheitsgebiet ist und kein deutscher Beamter an Bord gehen darf.

Die Flughafenverwaltung von Düsseldorf hinderte Journalisten erfreulicherweise nicht daran, sich zum Flugzeug zu begeben; sie wurden sogar kostenlos mit Autos an die Maschine, die von bewaffneten Grenzschutzeinheiten umgeben war, gefahren. Mir erzählte der „Sicherheits-Ingenieur vom Dienst“, die Briten hatten nach zwei Stunden etwas zu essen bekommen, ein britischer Journalist dagegen sagte, sie hätten bis Karsamstag mittags nur Tee erhalten. Deutsche Atomwaffengegner, die mit der Chartermaschine nach England fliegen sollten, ließen sich aus Protest auf den Fußboden der Empfangshalle nieder, wo sie mit ihrem Gepäck über die Osterfeiertage übernachteten. Ich wollte ebenfalls an die schwerbewaffnete

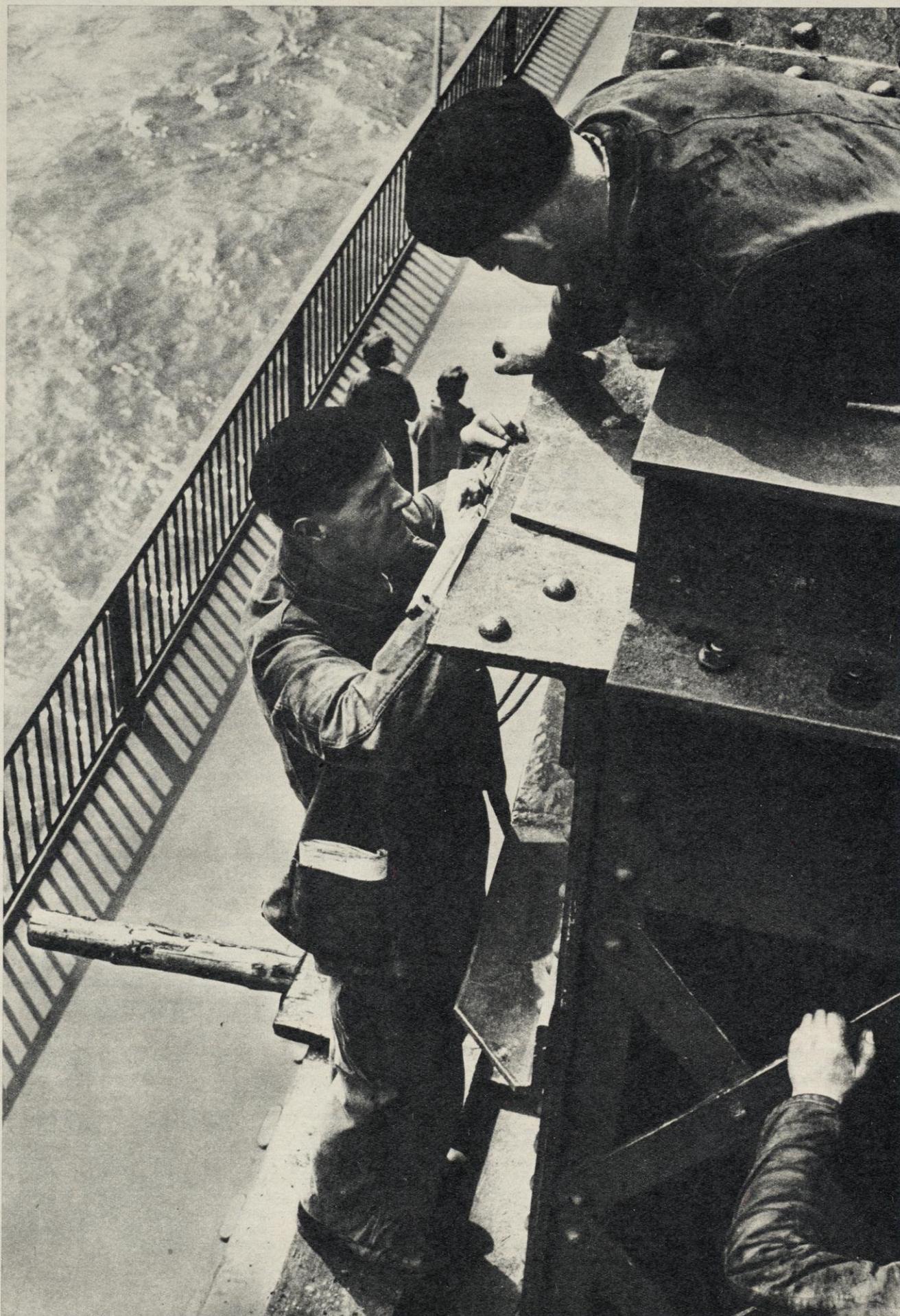
Maschine. Der Pressesekretär Schulz der Flughafenverwaltung war darüber nicht gerade erfreut, setzte sich aber dafür ein, daß ich an das Flugzeug gefahren wurde. Die Fahrt ging durch die Postenkette des Grenzschutzes hindurch. Es wurde freundlich salutiert. Ein derartiger Aufmarsch von uniformierten und bewaffneten Männern bietet – für mich – einen äußerst unsympathischen Anblick. Drei Beamte unterhielten sich mit einem sommersprossigen englischen Mädchen, das in einer Nietenhose steckte, übernächtigt aussah, mir aber freundlich zuwinkte. An fünf Bullaugen der Maschine erschlief ich ein Buchstabe: DANKE! Die Menschen winkten aus der Maschine – die Männer hatten Bartstopfeln. Der Pilot verweigerte jedem Journalisten ab Karsamstag den Zutritt zur Maschine, weil seine Fluggäste zu abgespannt waren. Es war eng und stickig im Innern, wie mir gesagt wurde. Warten ist eine anstrengende Sache! Zigaretten durfte ich ihnen nicht geben, da der Grenzschutz es mir verbot. Dann ging es wieder zurück zur Flughafenhalle.

Auf den Terrassen und an den Zäunen standen Menschen und bekundeten ihre Sympathien den protestierenden Briten. Immer wieder erschienen in den Bullaugen die Buchstaben DANKE. Von der Bevölkerung wurden bei der Flughafendirektion Lebensmittel und Rauchwaren für die Engländer abgegeben. Eßwaren wurden auch von Zeit zu Zeit an die Maschine gebracht. Ein Mann in Motorradkleidung erschien in der Halle und gab 120 Zigaretten ab, mit der Bemerkung, damit „denen“ das Warten nicht zu lang werde. Auf die Frage, wer er sei, um es den Engländern zu sagen, antwortete er: „Ach, sagen sie, von ne Düsseldorf Jong!“ (Düsseldorf Jongle).

Die Presse griff diese Maßnahmen des Innenministeriums in ungewöhnlich scharfer Form an. Die Sympathien waren auf seiten der Engländer, die in ihrer Maschine, am Rande der Piste, scharf bewacht, aushielten. Nach zwei langen Tagen und Nächten – inzwischen versuchte der Pilot des öfteren zu starten – erhob sich die britische Maschine am späten Nachmittag des ersten Ostertages in den Himmel, um die Demonstranten in ihre ferne Heimat zu tragen. Sie werden von Deutschland kein gutes Zeugnis geben! Als man einen Kuchen, der die Engländer nicht mehr erreichte, wieder zurück in die Empfangshalle brachte, war dieser in kleine Stücke zerteilt, damit den Demonstranten keine Nachricht zukommen konnte. Ein junges Mädchen daraufhin: „Mensch, die wurden ja behandelt wie in einem Gefängnis!“

D. Sch.

# IG Metall im Kampf



DGB zum Aussperungsbeschuß in der Metallindustrie

Zu der von der Metallindustrie beschlossenen Generalaussperrung für das Tarifgebiet Nordwürttemberg und Nordbaden erklärte der DGB-Vorsitzende Ludwig Rosenberg:

Der Beschluß einer Generalaussperrung ist leider ein weiterer Beweis, daß die Arbeitgeber es offensichtlich auf eine Machtprobe ankommen lassen wollen. Wer das Allgemeinwohl und eine friedliche Entwicklung zum Ziele hat, muß zu einem Kompromiß bereit sein, wobei ein ernst zu nehmendes Verhandlungsangebot Voraussetzung ist. Diese Bereitschaft hat die IG Metall bisher immer wieder gezeigt. Wenn die Arbeitgeber glauben, die IG Metall in dieser Auseinandersetzung isolieren zu können, so sollen sie wissen, daß die Streikenden der Solidarität aller Gewerkschaftsmitglieder sicher sein können.

Pontis Foto